



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Du darfst nicht mitspielen.

[wie eine Privatsprache aussieht]

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Verfasser: Georg Ernst Carl Rieckh

Matrikel-Nummer: 0100961

Studienkennzahl (lt. Studienblatt): A 296 091-405

Diplomarbeitsbetreuerin: Esther Ramharter

Wien [u.a.], im Juni 2009

Danksagung

Zum Gelingen dieser Arbeit haben viele Menschen beigetragen. An dieser Stelle möchte ich meinen aufrichtigen Dank dafür aussprechen:

Esther Ramharter für die hervorragende Betreuung, wertvolle Einwände und das richtige Wort zum rechten Zeitpunkt,

meinen Kollegen vom Institut für Schallforschung der österreichischen Akademie der Wissenschaften,

meinen Eltern, die mir den Besuch der Universität ermöglichten,

sowie meiner Familie und meinen Freunden, insbesondere $\alpha\beta$, wobei $\alpha \in \{A, C, G, H, K, M, N, P, S, T\}$ und $\beta \in \{A, B, F, G, H, K, R, S, W\}$, die stets für Gedankenherumordnung, Ideenerfindung und Korrekturlese bereit waren.

*Die Frage ist nicht: schreibe ich über Wittgenstein.
Die Frage ist: b i n ich Wittgenstein e i n e n Augen-
blick ohne ihn (W.) oder mich (B.) zu zerstören.
Diese Frage kann ich nicht beantworten und also
kann ich nicht über Wittgenstein schreiben.*

Thomas Bernhard an Hilde Spiel

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	iii
1 Der Gärtner: Ludwig Wittgenstein	1
2 Der Garten: Voruntersuchungen	7
2.1 Tractatus Logico Philosophice Untersuchungen	8
2.1.1 Stilbruch - Eine neue Ordnung der Dinge	8
2.1.2 Stilriss - Rollenumverteilung	11
2.1.3 <i>Change!</i>	12
2.1.4 <i>Steady as W. goes</i>	14
2.2 Gebrauchsform und Lebensgrammatik	15
2.2.1 Sprachspiele	15
2.2.2 Familienähnlichkeiten	20
2.2.3 Grammatik	23
2.2.4 Lebensform	24
3 Der Apfel: eine Privatsprache	27
3.1 Aller Anfang	27
3.2 »Schmerz«	32
3.3 Hinweisende Definition	33
3.4 Fremdsprachen und Platzhalter	37
3.5 Inneres Zeigen	38
3.6 Schmerzäußerungen	40

3.7	Private Praxis	42
3.8	Der Tagebuchfall - die Empfindung „E“	43
3.9	Verständnis, Deutung und Regelfolgen	46
3.10	Etwas (anderes) meinen	47
3.11	Eine Sprache in der Sprache	48
3.12	Robinson Crusoe, das Manometer und die <i>community</i>	49
3.13	Käfer in der Schachtel	51
3.14	Es ist zum Verrücktwerden!	53
4	Ein Korb voll Äpfel: Erscheinungsorte	59
4.1	Editorisches - Der Konsens der Herausgeber	60
4.2	Familientreffen	61
4.3	<i>Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik</i>	62
4.4	<i>Bemerkungen über die Farben</i>	63
4.5	<i>Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie</i>	64
4.6	<i>Über Gewissheit</i>	65
5	Ein Apfelstrudel: Schlussbemerkungen	67
A	Kurzfassung	i
B	Abstract	iii
C	Lebenslauf	v

Kapitel 1

Der Gärtner:

Herr Ludwig Wittgenstein -

Was soll man sagen?

(Eine Einführung)

Allerwerthestes lese besle!

Ich habe dero mein schreiben also anzufangen bangen. Wie wär's wenn ich also *dies* gries statt einer (gar sehr mozärtlichen bärtlichen) Einleitung schriebe siebe - warum nicht? - - Curios! warum nicht? und den Leser bitt' ich halt recht um verzeyhung, warum nicht? - warum sollte ich ihn nicht um verzeyhung bitten? - - Curios! - ich wüste nicht warum nicht? - ich bitte ihn halt recht sehr um verzeyhung, daß ich bishero noch nicht über Wittgenstein bein geschrieben habe mabe, aber ich werde es sobald es möglich ist tun, warum nicht? - - was - - warum nicht? - - warum soll ich nicht über nietsnegttiW schreiben, warum nicht? - darum larum: weil s'ist gefährlich, ehrlich.

Wittgenstein fesselt. Man kommt nicht aus. Lässt man sich einmal darauf ein, „wittgensteinsch“ zu denken, so kommt man nicht mehr davon los - und das hat zwangsläufig Auswirkungen auf die Wahl des Diplomarbeitsthemas.

Vielleicht liegt es an seinem einzigartigen Stil, an seiner Fähigkeit, bei jedem einzelnen Satz den Leser in größter Sicherheit zu wiegen und ihn nach einer Reihe dieser wunderbar einfachen Einzelsätze damit zu konfrontieren, entweder nichts verstanden zu haben oder sein bisheriges Denken (durchaus nicht nur sein Philo-sophieren) über Bord werfen zu müssen. Dennoch: man vermutet den Fehler selten bei Wittgenstein; soll heißen: er vermittelt nicht den Eindruck, Dinge allzu kompliziert darzustellen. Und tatsächlich: als kompliziert stellen sie sich auch (fast) nie heraus. Aber eben als radikal anders. Und somit sind die Nüsse, die er seinem Leser vorlegt¹, recht hart zu knacken. Vielleicht sind es diese radikalen Denkerlebnisse (und die Nussanalogie), die mich bei seinem Namen immer wieder an einen Holzhammer denken lassen.

Ich habe festgestellt, dass es manchmal schwieriger ist zu vermitteln, warum die Fragen, mit denen sich Wittgenstein beschäftigt, wichtig sind, als dass ich mich gezwungen sah, seine „Thesen“ besonders lange zu erklären. Das mag an seiner sehr eingängigen Art liegen, an die Fragen der Philosophie² heranzugehen bzw. daran, dass seine Methode - insofern man sie von seiner Philosophie trennen kann³ - vergleichsweise nahe am *common sense* ist: er „schaut sich einfach ’mal an“, inwiefern wir die beim Philosophieren auftretenden Fragen überhaupt verstehen (können) oder ob wir - und das ist tatsächlich zumeist die Lösung bzw. Auflösung des Problems - nur *glauben*, sie zu verstehen. Etwas überspitzt: wenn man Wittgensteins Philosophieren nach dem Muster von These und Argumentation trennt, so fällt die These als irrelevant heraus.⁴

¹ Vermutlich werden es *exakt zwei* sein. (Vgl. [PU] §28)

² Er selbst würde vielleicht eher von den *Fragen der Philosophen* sprechen.

³ Unter anderem wegen dieser „Schwierigkeiten“ möchte ich bei Wittgenstein auch nur mit Vorbehalt über Thesen (im Sinne von prägnanten Lehr- oder Leitsätzen) sprechen - man kann jedoch so etwas wie Leitkonzepte finden (siehe Abschnitt 2.2).

⁴ Vgl. [PU] §293.

Wittgenstein gilt als einer der einflussreichsten Philosophen des 20. Jahrhunderts - und das ist in Anbetracht der zwei Tatsachen, dass es nämlich zum einen bis heute das Jahrhundert ist, das die meisten Geburten gesehen hat, und zum anderen, dass es jenes mit der höchsten Alphabetisierungsrate ist⁵, keine Kleinigkeit. Daraus ergibt sich aber auch fast schon notwendigerweise, dass es eine Flut an Literatur zu seiner Philosophie - *falls* es denn eine ist; *jedenfalls* aber zu seiner Beschäftigung mit Philosophie und den Philosophen - geschrieben (und auch veröffentlicht) wurde⁶: ungefähr 864.000 Suchergebnisse bei Google, circa 3.360.000 bei Altavista, 1164 Treffer im Katalog der Österreichischen Nationalbibliothek, 1213 in der Library of Congress, 958 in der British Library, 1442 in der Deutschen Nationalbibliothek und 960 in der Bibliothek der Universität Wien.⁷ In Anbetracht dieser Masse könnte man die Flucht ergreifen, aber die beiden Tatsachen, dass erstens der Fokus der Leseraugen noch etwa einen Zentimeter von der Rückseite dieser Arbeit (oder des Bildschirms etc.) entfernt ist und dass zweitens auf den folgenden Seiten auch noch eine Menge Ruß⁸ nach bestimmten (gewollten) Mustern, öffentlich bekannten (anerkannten) Regeln folgend, verteilt ist, dieser Sachverhalt lässt darauf schließen, dass dies nicht der Fall war.

Es wäre wohl weit gefehlt, das Werk eines derart wohlbekanntem Denkers hier bloß „vorstellen“ zu wollen; man sieht sich gezwungen, einen Aspekt herauszugreifen und ihn näher zu behandeln.

Im vorliegenden Fall ist es das Privatsprachenargument. Für diese Wahl kann ich zwei Gründe angeben: zum einen ist das Problem des Regelfolgens, das sehr eng mit

⁵Vgl. <http://www.worldometers.info/> und <http://www.census.gov/ipc/www/worldhis.html>, sowie <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/1757/umfrage/analphabetenrate-nach-weltweiten-regionen/> und <https://www.cia.gov/library/publications/the-world-factbook/>.

⁶Natürlich stellt sich nach einiger Zeit die Frage, inwiefern die Berühmtheit nicht Henne und die große Menge an Sekundärliteratur nicht Ei ist - und in weiterer Folge jene danach, inwieweit die Unterscheidung innerhalb der Spezies überhaupt sinnvoll ist.

⁷Die Zahlen wurden am 7. März 2009 jeweils mit der Eingabe „Ludwig Wittgenstein“ erhoben.

⁸Vgl. [Rckh] pp. 3-29.

dem Privatsprachenargument zusammenhängt (ja die beiden nach der Sicht mancher sogar ineinander aufgehen), für mich zu einem ständigen Begleiter geworden, seit ich zu studieren begonnen habe, und zum anderen habe ich immer mehr den Eindruck gewonnen, dass es sich beim Privatsprachenargument, wenn schon nicht um *den* Dreh- und Angelpunkt (denn davon kann es nur einen geben), so doch um eine Stelle in Wittgensteins Denken handelt, die zentral genug ist, um sein restliches Denken daran aufhängen zu können, oder aber - die Wahl des Bildes ist frei - es darum kreisen zu lassen (und Stellen dieser Art gibt es mehrere).

Dass ich mit diesen meinen Eindrücken nicht ganz alleine auf der Obstwiese stehe, zeigt folgendes Zitat:

[The subject of the private language] is central in Wittgenstein's later thought[.] [I]t raises new and fascinating questions - to which one can become fairly addicted - about some very old and very basic philosophical concerns.

[PtchrEd] p. vii

Man hat sich sogar die Mühe gemacht, die Auswirkungen dieser Sucht zu quantifizieren:⁹

[T]hirty per cent of all articles that have appeared so far [(1966)] in the literature about Wittgenstein have directed themselves to this subject.

[PtchrEd] Rückklappentext.

Interessante Fragen sind daher, woher Wittgenstein die Motivation bezieht, dieses Thema (diese Krankheit¹⁰) überhaupt zu behandeln, und, ob er mit seinem Argument dem Philosophen (in jedem Menschen) nicht eine Überdosis verabreicht und gleich die Möglichkeit von Sprache (verstanden als Verhalten mit Anspruch auf Bedeutung) überhaupt verabschiedet.

⁹Zugegeben: die Erhebung dieser Zahl fand zur Zeit eines Hypes um das Privatsprachenargument statt. Das Thema wurde in den 1970ern dann eher in Ruhe gelassen und bekam den nächsten Popularitätsschub durch Saul Kripkes Buch „*Wittgenstein über Regeln und Privatsprache*“ [KrpK] in den 1980ern. Für weitere Details siehe [Blm].

¹⁰Vgl. [PU] §255: „Der Philosoph behandelt eine Frage; wie eine Krankheit.“

Neben der Behandlung dieser Fragen soll in der vorliegenden Arbeit auch ein neuartiger Blick auf das Privatsprachenargument (bzw. auf Privatsprachen, insofern diese möglich sind) geworfen und die Verwobenheit mit anderen Stellen in Wittgensteins Denken beleuchtet oder zumindest schemenhaft angedeutet werden.

Kapitel 2

Der Garten: (Spätphilosophische) Voruntersuchungen

Dieses Kapitel ist der Versuch, die Ansprüche von zwei recht unterschiedlichen Gruppen von Lesern an einen Text wie diesen zu vereinen: zum einen diejenigen von Neuankömmlingen auf diesem Gebiet und zum anderen jene von Menschen, die sich darin schon recht gut zurechtfinden. Es kann von Ortskundigen sicher übersprungen werden - falls man jedoch Muße hat (und zusätzlich nicht schon nach den ersten zwei Sätzen ab- bzw. weitergesprungen ist), so kann man - das ist zumindest die Hoffnung - auch mit Gewinn durch diesen Teil spazieren und nette Kleinigkeiten ernten, Formulierungen annehmen oder leichte Sichtwinkelverrückungen mitmachen.

2.1 Tractatus Logico Philosophice Untersuchungen (TLP\U)

Es besteht zwar große Uneinigkeit über einige Aspekte des Arguments¹, es ist jedoch unumstritten, dass es Wittgensteins Spätphilosophie angehört. Dennoch wird hier die Frühphilosophie, wenn auch nicht wirklich behandelt², so doch immerhin miteingebunden. Dies geschieht wegen Wittgensteins Erklärung im Vorwort zu den *Philosophischen Untersuchungen*,

daß ich jene alten Gedanken und die neuen zusammen veröffentlichen sollte: daß diese nur durch den Gegensatz und auf dem Hintergrund meiner älteren Denkweise ihre rechte Beleuchtung erhalten könnten.

[PU] Vorwort, p.232

Dieses Eingehen auf den *Tractatus* [TLP] soll in Form eines Streifzuges stattfinden, wobei das Sichtfeld zwar schwankt, aber immer auch das Privatsprachenargument in sich behält, damit der Bezug dazu betrachtet werden kann.³

2.1.1 Stilbruch - Eine neue Ordnung der Dinge

Was wohl schon auffällt, wenn man nur einige wenige Sätze eines Werkes von Wittgensteins Spätphilosophie gelesen hat, ist, dass hier ein ganz anderer Stil als im *Tractatus* verwendet wird. Die neue Form der Einteilung deutet schon eine Veränderung im Denkstil an.

¹Vgl. z.B. [Bltzk] 1. und [Wrsl] 1.

²Hier sind die Darstellungen in [Knn], [Ptchr] und (für Eilige) [Bltzk] zu empfehlen.

³Genauer gesagt ist der *Tractatus* interessant, weil die dortige Sicht der Sprache von dem (einwandfreien) Funktionieren der Benennung von Dingen abhängt, welches dort aber nicht weiter diskutiert wird. Dass dieses Benennen jedoch als ein sehr komplexer Vorgang zu sehen ist, wird in Abschnitt 3.3 gezeigt werden. Dass Handlungen, die (wesentliche) Züge mit Benennungen teilen, für die Bearbeitung der Frage nach der Möglichkeit einer Privatsprache durchaus Relevanz haben, ist Gegenstand der darauffolgenden Abschnitte.

Die Hierarchie im Spätwerk ist wesentlich flacher; es gibt keine als „erste“ ausgewiesenen Gedanken mehr - die Einteilung in sieben Hauptsätze und Kommentare dazu (und Kommentare zu diesen Kommentaren etc.), die im *Tractatus* so prominent war, ist nicht mehr vorhanden. Das „bloße Aneinanderreihen“ von Paragraphen unterschiedlicher Länge „auf Augenhöhe“, wie es in den *Philosophischen Untersuchungen* geschieht, steht im krassen Gegensatz zur straffen Organisation des *Tractatus*. Dass diese Art der Einteilung nicht aus Faulheit oder durch Zufall entstand, oder durch den frühen Tod Wittgensteins⁴ bedingt ist, ist aus einer längeren Passage des Vorwortes zu den *Philosophischen Untersuchungen* ersichtlich⁵:

Ich habe diese Gedanken alle als Bemerkungen, kurze Absätze, niedergeschrieben. Manchmal in längeren Ketten, über den gleichen Gegenstand, manchmal in raschem Wechsel von einem Gebiet zum andern überspringend. - Meine Absicht war es von Anfang, alles dies einmal in einem Buche zusammenzufassen, von dessen Form ich mir zu verschiedenen Zeiten verschiedene Vorstellungen machte. Wesentlich aber schien es mir, daß darin die Gedanken von einem Gegenstand zum andern in einer natürlichen und lückenlosen Folge fortschreiten sollten. Nach manchen mißglückten Versuchen, meine Ergebnisse zu einem solchen Ganzen zusammenzuschweißen, sah ich ein, daß mir dies nie gelingen würde. Daß das beste, was ich schreiben konnte, immer nur philosophische Bemerkungen bleiben würden; daß meine Gedanken bald erlahmten, wenn ich versuchte, sie, gegen ihre natürliche Neigung, in einer Richtung weiterzuzwingen. - Und dies hing freilich mit der Natur der Untersuchung selbst zusammen. Sie nämlich zwingt uns, ein

⁴Für eine Darstellung von Leben und Umfeld Wittgensteins, auf die hier weitgehend verzichtet wird, sei auf die zahlreichen Biographien verwiesen (z.B. [Mlcm]).

⁵Wohlgemerkt: das bezieht sich nur auf die *Form* der Nummerierung. Die heute üblicherweise für Referenzen herangezogene Nummerierung ist in vielen Fällen erst durch die Herausgeber vorgenommen worden. (Vgl. [PU] p.327) Für einen kurzen Einblick in die editorischen Schwierigkeiten in Zusammenhang mit Wittgensteins Spätwerk siehe Abschnitt 4.1.

weites Gedankengebiet, kreuz und quer, nach allen Richtungen hin zu durchreisen. - Die philosophischen Bemerkungen dieses Buches sind gleichsam eine Menge von Landschaftsskizzen, die auf diesen langen und verwickelten Fahrten entstanden sind.

Die gleichen Punkte, oder beinahe die gleichen, wurden stets von neuem von verschiedenen Richtungen her berührt und immer neue Bilder entworfen. Eine Unzahl dieser waren verzeichnet, oder uncharakteristisch, mit allen Mängeln eines schwachen Zeichners behaftet. Und wenn man diese ausschied, blieb eine Anzahl halbwegser übrig, die nun so angeordnet, oftmals beschnitten, werden mußten, daß sie dem Betrachter ein Bild der Landschaft geben konnten. - So ist also dieses Buch eigentlich nur ein Album.

[PU] Vorwort, p.232.

Man könnte sagen, die *Philosophischen Untersuchungen* seien anarchisch - im Gegensatz zum hierarchischen *Tractatus*. Das Diktat, welche die ersten und wichtigen Begriffe zu sein haben, ist aufgehoben. Der Bann der Exaktheit und Strenge gebrochen - aber nicht etwa aus Trotz, sondern wegen der oben zitierten „natürlichen Neigung“ der Gedanken.

Ein stilistischer Aspekt, der zwischen Früh- und Spätwerk gleich geblieben ist, ist die Tatsache, dass Wittgenstein einige wenige Sätze (auf irgendeine Art) als zusammengehörend kennzeichnet. Diese Zusammengehörigkeit ist im Spätwerk allerdings weit weniger streng und durch nichts von einem Paragraphen zum nächsten verbürgt.

Es sind darin auch keine Kapitel, Überschriften oder sonstige Kennzeichnungen von Themengebieten vorgesehen.⁶ Im *Tractatus* hatten die sieben Hauptsätze in gewisser Weise diese Aufgabe übernommen.⁷

⁶Dieses Fehlen provoziert gemeinsam mit der Tatsache, dass die Paragraphen ja nicht „vollkommen“ ungeordnet sind, geradezu den Versuch einer Einteilung durch Kommentatoren (z.B. [Knn] p.178 und [Glck] p.278).

⁷Wittgenstein dieses Motiv zur Einteilung unterstellend kann man darüber, ob diese Einteilung im *Tractatus* geglückt ist, noch immer geteilter Meinung sein.

Die intensive Auseinandersetzung mit den *Philosophischen Untersuchungen* färbt (natürlich) auch auf den eigenen Denk- und Schreibstil ab. Dieser Umstand ist hauptverantwortlich dafür, dass das Kapitel 3 in der vorliegenden Form zur Welt gekommen ist; aber auch die Idee für Kapitel 4, nämlich frei im gesamten Spätwerk nach Verbindungen zum Privatsprachenargument zu suchen, ist jenem Umstand zu verdanken (oder - wenn man will - anzukreiden).

2.1.2 Stilriss - Rollenverteilung

Eine weitere Neuerung gegenüber dem Frühwerk in der Art und Weise der Darstellung ist, dass Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* manchmal in eine Art dialogische Form verfällt. Dies ist zwar in der Geschichte der Philosophie nichts Einzigartiges⁸, jedoch bringt es hier zwei - eng zusammenhängende - Dinge zum Ausdruck, die Wittgenstein vermutlich am Herzen lagen: zum einen haben die dadurch vorgestellten Inhalte weniger den Charakter eines (fertigen) Systems, zum anderen legt es einen Weg zur Aneignung der präsentierten Gedanken nahe. Es geht nicht darum, eine lineare Abfolge von „brav“ aus- und aufeinanderfolgenden Sätzen nachzuvollziehen, sondern vielmehr soll man immer wieder mit Widerstand konfrontiert und durch Gegenrede an einen bereits besuchten Punkt zurückgebracht und gezwungen werden, sich diesen aus verschiedensten Richtungen zu betrachten - ganz ähnlich der Konfrontation mit einem Diskussionspartner, der nicht loslässt, immer wieder lästig oder provozierend nachfragt und dabei das Fundament der letzten Antwort angreift.

Der Leser macht in gewisser Weise den Disput in der Philosophie mit; man erlebt den Kampf „Alltag gegen Philosoph“ hautnah.⁹

⁸Man denke etwa an die Dialoge Platons oder Sokrates Umgang mit den Sophisten. In den Bekenntnissen des Augustinus [sic!] findet sich eine eigenartige Zwischenform zwischen Monolog und Dialog.

⁹Wobei bei diesen Doppelconferenzen die Rollen nicht immer klar verteilt sind und man deswegen auch sicher nicht entscheiden kann, ob am Ende der Gescheite der Blöde und der Blöde der Gescheite ist.

Für das Hauptthema dieser Arbeit - die (zwangsläufige) Öffentlichkeit von Sprache - ergibt sich noch ein weiterer interessanter Aspekt: diese an manchen Stellen auftretende, gespielte Öffentlichkeit der Diskussion lässt sich (mit einem gewissen Willen zur Übertreibung) auch schon als ein Hinweis auf die Konsequenzen des Privatsprachenarguments sehen.

Damit diese Rolle von Wittgensteins Interlokutor, wie der hartnäckige Gesprächspartner in der Sekundärliteratur gerne bezeichnet wird, auch „funktioniert“ reicht die bloße *Form* also Dialog - also das gelegentliche Verwenden von „Du“, Gedankenstrichen und Anführungszeichen - nicht aus. Er muss gewisse Anforderungen erfüllen, um auch eine interessante Erweiterung der Textform zu sein.

Der Interlokutor sollte nicht so geschrieben sein, dass er vom Leser als verrückt eingestuft würde und seine Meldungen als sinnlose Zwischenrufe abgetan werden.¹⁰ Weiters sollte er nicht etwa als ein alles bestätigender Schüler, oder als einer, der ohnehin schon der gleichen Meinung wie Wittgenstein ist, dargestellt werden - dazu bräuhete es keine zweite Figur.¹¹

Vielmehr sollte er - und das ist auch tatsächlich der Fall - an „einen von uns“ angelehnt sein; ein Mensch, den man überzeugen muss (im Gegensatz zum ewig Zustimmenden) - aber auch überzeugen kann (im Gegensatz zum Verrückten). Kurz, ein Mensch der Einwände macht, die Wittgenstein auch ernst nimmt. Und nachdem das gegeben ist, ist diese Beobachtung schon einen Hinweis auf den Zusammenhang zwischen Inhalt und Methode.

2.1.3 *Change!*

Abgesehen von den auf den vorangegangenen Seiten behandelten eher stilistischen Unterschieden zwischen Früh- und Spätwerk - die ja auch nicht vollständig von inhaltlichen zu trennen sind - können auch „handfeste“ Änderungen im Zugang bzw. der Herangehensweise an Sprache ausgemacht werden: Es wird nicht mehr

¹⁰Für einen Grund für die Erwähnung dieser recht eigenartigen Möglichkeit siehe Abschnitt 3.14.

¹¹Für entsprechende Fälle siehe Abschnitt 3.8.

postuliert, wie Sprache zu sein hat¹², sondern es finden Untersuchungen darüber statt, unter welchen Umständen sie funktioniert.

Diese Sicht lässt sich anhand der Funktionsweise eines Wegweisers erklären:

Der Wegweiser ist in Ordnung, - wenn er, unter normalen Umständen seinen Zweck erfüllt. [PU] §87.

Der Wegweiser *selbst*¹³ ist also nur begrenzt dafür verantwortlich, ob etwas, das mit ihm gemacht werden kann, funktioniert. Gemünzt auf einen Satz heißt das: erst in einer (bestimmten) Verwendung kann ein Satz funktionieren - oder eben nicht. Die Beurteilung darüber hängt wesentlich von der Beteiligung einer zweiten Person ab. Ohne fairen Partner haben Wegweiser, Satz und Sprache einfach keine Chance - du musst also mitspielen, sonst haben wir keine normalen Umstände.

Wir versuchen mit Wittgenstein gewissermaßen herauszufinden, wann *normale* Umstände gegeben sind - wann und (sofern es sich dabei überhaupt um eine davon unterschiedene Frage handelt) warum Sprache funktioniert, was funktionieren hier eigentlich heißt und schließlich, ob dies für eine Privatsprache gegeben ist.

Ziel der Sprache, könnte man sagen, ist es, verstanden zu werden - nicht die Welt (bloß) zu beschreiben; Sinn des Wegweisers ist es, eine bestimmte Richtung anzuzeigen, nicht (bloß) eine gewisse Form zu haben. Damit gewinnt man eine Vorstellung davon, wann man einen Satz richtig verwendet hat: wenn man Erfolg hat, wenn sich die Welt dementsprechend verhält - aber in einem wesentlich allgemeineren Sinn als jenem der richtigen Abbildung.¹⁴ Es wird auf gewisse Weise ein Nachher wichtig - und dieses Nachher kann in den verschiedensten Formen auftreten: wenn keiner widerspricht, wenn jemand das tut, was man ihm gesagt hat, wenn jemand (ernsthaft) antwortet, wenn man Punkte in einem Spiel erhält, wenn man einen bestimmten Status zugeschrieben bekommt usw.

¹²Für eine kurze Diskussion zu Wittgenstein und Dogmatismus siehe [Bltzk] 3.1.

¹³Man möchte schon fast vom Wegweiser *an sich* sprechen.

¹⁴Das ist im Wesentlichen das Thema von Abschnitt 2.2.1.

2.1.4 *Steady as W. goes*

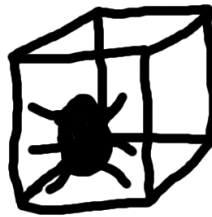
In zumindest einem Punkt ist jedoch auch der Wittgenstein der Spätphilosophie kein vollkommen anderer Denker als jener des *Tractatus*, da er sich auch im Spätwerk noch mit ähnlichen Grundfragen beschäftigt. Es geht ihm darum, die Philosophie von gewissen Irrtümern und Verwirrungen zu befreien - eine davon betrifft die Möglichkeit einer Privatsprache.

Was ich lehren will, ist: von einem nicht offenkundigen Unsinn zu einem offenkundigen übergehen. [PU] §464.

Es soll durch seine Analysen klar werden, dass es bloß ein Scheingefängnis oder eine Scheinprivatheit war, in das manche Philosophen (private) Empfindungen verbannt haben.

Eine sehr gelungene Abwandlung der an Stellen wie dieser gerne zitierten Fliegen-glasmetapher¹⁵ findet sich in [Rsr]:

*Was ist dein Ziel in der Philosophie? - Der Fliege zu zeigen, daß sie keinen Ausweg braucht.*¹⁶ [Rsr]



¹⁵Vgl. [PU] §309: „Was ist dein Ziel in der Philosophie? - Der Fliege den Ausweg aus dem Fliegenglas zeigen.“

¹⁶Die Tatsache, dass diese Darstellung ein Kippbild ist, ist an dieser Stelle mehr als nur ein netter Witz. Kippbilder spielen in Wittgensteins Argumentationen öfter eine wichtige Rolle. Auf dieses „sehen als“ kann hier nicht weiter eingegangen werden.

2.2 Gebräuchliche Spielform und bedeutende Lebensgrammatik

In diesem Abschnitt werden zentrale Begriffe der Spätphilosophie Wittgensteins erklärt. Das (Denk-)Netz soll von den vier Begriffen Sprachspiel, Familienähnlichkeit, Grammatik und Lebensform aufgespannt bzw. an ihnen aufgehängt werden. Es wird auch hier weiterhin versucht, schon die Denkrichtung des Privatsprachenarguments einzuschlagen - spätestens jedoch bei den Rückgriffen im nächsten Kapitel sollte die Relevanz dieser Konzepte für das Privatsprachenargument sichtbar werden.

2.2.1 Sprachspiele

Der Begriff des Sprachspiels wird von Wittgenstein bei der Behandlung der Frage danach, was die Bedeutung von Worten ist bzw. wie sie zu diesen kommen, eingeführt. Seine Antwort könnte man in etwa mit „durch ihre Verwendung in Sprachspielen“ wiedergeben. Damit ist natürlich noch nicht viel gewonnen - aber zumindest ist dadurch der Platz, den das neue Wort in der Sprache einnehmen soll, schon angedeutet.¹⁷

Der Begriff des Sprachspiels entzieht sich weitgehend einer strengen Definition (in irgendeinem Sinn). Dies liegt zum Teil einfach daran, dass es sich um einen Startpunkt für Wittgensteins Denken handelt¹⁸ und somit eine gewisse Zirkularität gar nicht vermeidbar ist.¹⁹ Zum anderen ist es gewissermaßen ein Schritt beim Versuch der Klärung der Bedeutung des Wortes „Bedeutung“ - und das mit Mitteln der Sprache *selbst*, was abermals als Grund dafür gesehen werden kann, dass sich die

¹⁷Vgl. Abschnitt 3.3.

¹⁸Das Wort „Startpunkt“ suggeriert hier eine zu strenge Hierarchie der Begriffe. Es handelt sich wohl eher um den üblichen *Einstiegspunkt*.

¹⁹Beim Versuch die Gedanken in eine lineare Struktur zu bringen (siehe auch p.30) nahm ich Anleihen bei einigen Artikeln der *Wikipedia*, deren Autoren (mich selbst ausgenommen) auch mein ausdrücklicher Dank gilt.

Katze in diesem Kapitel manchmal in den Schwanz beißt.

Eine erste Beschreibung des Begriffes des Sprachspiels, die aber - sofern das Wort hier erlaubt sein soll - nur die (einfachsten) Lehrbuchbeispiele abdeckt, ist die folgende: Sprachspiele sind primitive Sprachen, die daran erinnern, wie Kinder zu sprechen beginnen.

Zum Beispiel Platte

Das „klassische“ Beispiel für ein Sprachspiel findet sich am Beginn der *Philosophischen Untersuchungen*. Es handelt sich um die Beschreibung einer sehr einfachen Situation, die aber schon Sprachverhalten miteinschließt:

Denken wir uns eine Sprache, [...] [die] der Verständigung eines Bauenden A mit einem Gehilfen B dienen [soll]. A führt einen Bau auf aus Bausteinen; es sind Würfel, Säulen, Platten und Balken vorhanden. B hat ihm die Bausteine zuzureichen, und zwar nach der Reihe, wie A sie braucht. Zu dem Zweck bedienen sie sich einer Sprache, bestehend aus den Wörtern: »Würfel«, »Säule«, »Platte«, »Balken«. A ruft sie aus; - B bringt den Stein, den er gelernt hat auf diesen Ruf zu bringen.
- Fasse dies als vollständige primitive Sprache auf. [PU] §2

Das Wort „Sprachspiel“ taucht in den *Philosophischen Untersuchungen* das erste Mal einige Paragraphen später auf:

Wir können uns auch denken, daß der ganze Vorgang des Gebrauchs der Worte in (2)²⁰ eines jener Spiele ist, mittels welcher Kinder ihre Muttersprache erlernen. Ich will diese Spiele »Sprachspiele« nennen, und von einer primitiven Sprache manchmal als einem Sprachspiel reden.
[...]
Ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das »Sprachspiel« nennen. [PU] §7

²⁰Gemeint ist hier die in [PU] §2 beschriebene primitive Sprache.

Wittgenstein betont also schon von Beginn seiner Beschäftigung mit Sprache an²¹ den Zusammenhang mit (anderen) Tätigkeiten - Tätigkeiten, die man vielleicht gerne als „außersprachlich“ bezeichnet hätte, wie etwa das Heben und Tragen einer Platte.²² George Pitcher verwendet daher bei seiner Erklärung des Konzepts „Sprachspiel“ auch das Wort „Sprechtätigkeit“.²³

Man ist verleitet zu sagen, der Ausruf „Platte“ im obigen Beispiele hieße doch *eigentlich* „Hol mir die Platte“ - das sei seine *eigentliche* Bedeutung. Tatsächlich wird man bereit sein zuzugeben, dass der Aufforderungssatz unserer Sprache „Hol mir die Platte“ gleich gebraucht wird, wie der Ausruf des Wortes „Platte“ in der primitiven Bausprache.²⁴ Der Ausruf wirkt auf uns wie die elliptische Form der Aufforderung - aber was fehlt ihm denn, um ein (unhöflicher) Aufforderungssatz zu werden? Etwa die grammatikalische Struktur?

Müssten wir das Wort „Platte“ aus diesem eben vorgestellten Sprachspiel in unsere gewohnte Alltagssprache übersetzen, so wäre „Bring mir eine Platte“ wohl ein aussichtsreicher Kandidat. Und das kann man daran erkennen bzw. damit begründen, dass wir, wenn wir wollen, dass ein anderer eine Platte herbeischafft, gerade diese Worte gebrauchen würden.²⁵

Bedeutung als Gebrauch

Bedeutung und Gebrauch sind also auf das Engste verwoben - und es schadet nicht zu sagen, der Gebrauch eines Wortes *sei* dessen Bedeutung²⁶ (und nicht etwa irgendein

²¹Dieser „Beginn“ ist natürlich nicht zeitlich zu verstehen.

²²In der Tat: sie können ja *auch* ohne Verbindung zu Sprache auftreten - aber das ist hier nicht der interessante Punkt.

²³Vgl. [Ptchr] p.279. Die Geglücktheit gerade diesen (deutschen) Ausdrucks ist wohl eher seinem Übersetzer - Eike von Savigny - zu verdanken.

²⁴Und das deutet schon eine weitere Frage an: Wie gut kann man hier überhaupt die Grenze zwischen Wort und Satz ziehen?

²⁵Unser Alltag ist allerdings komplexer als in diesem Sprachspiel - wir vollführen unterschiedliche Dinge mit Platten, weswegen es hilfreich ist die Worte - die Sprachspiele - „Platte“ und „bringen“ zu trennen - und bei Bedarf wieder zusammenzuführen.

²⁶Dies wird beispielsweise in [PU] §197 explizit gemacht.

Gegenstand oder ein Bild vor dem geistigen Auge der Beteiligten).

Nicht nur tritt dadurch eine vollkommen andere Sichtweise als im *Tractatus* und seiner Abbildtheorie auf,²⁷ es kommt wesentlich der Aspekt der Art und Weise des Erlernens hinzu. Dass Wittgenstein oft auf den Spracherwerb von Kinder - und nicht etwa auf das Lernen einer Fremdsprache - verweist, liegt daran, dass diese beiden Arten des Spracherwerb wesentlich verschieden sind, was noch in Abschnitt 3.4 genauer behandelt wird.

Das Spielerische am Sprachspiel

Das Wort „Sprachspiel“ enthält das Wort „Spiel“. Dadurch wird bereits angedeutet, dass das Erlernen eines Wortes (ja sogar einer ganzen Sprache) mit dem Erlernen eines Spiels einiges gemein hat.

Man denke hier etwa an das „Lesen“ eines Bilderbuches gemeinsam mit einem Kind: auf einer Seite könnten sich etwa mehrere Abbildungen von Haustieren befinden. Will man nun dem Kind beispielsweise den Unterschied zwischen Hund und Katze beibringen, so wäre dabei wohl ein wiederholtes Hin- und Herzeigen, begleitet mit den Worten „Hund“ und „Katze“ zielführend.

Es mag zwar der involvierte Erwachsene (der „Lehrer“) ein „ernstes“ Ziel vor Augen haben, wenn er derartiges betreibt, das Kind wird jedoch den Unterschied zu einem Spiel nicht zu erkennen vermögen.²⁸ Für das Kind könnte es genausogut ein einfacher, bedeutungsloser Zeitvertreib sein.

Wittgenstein bringt zur Erklärung seiner Behauptung, die Bedeutung eines Wortes läge in seinem Gebrauch, zahlreiche weitere Beispiele von Tätigkeiten, die „außersprachliches“ Verhalten *erfordern* (und nicht etwa bloß zufällig dadurch begleitet würden), um als geglückt gelten zu können - eine Liste von Sprachspielen:

²⁷Für eine Diskussion dieser Wende in einem weiteren Kontext siehe [Czz].

²⁸Hier habe ich für einen Moment angenommen, dass ein Spiel nichts Ernstes sein kann. Vgl. den Widerspruch zu Abschnitt 2.2.2 (der aber für das hiesige Argument gerne in Kauf genommen werden kann).

Führe dir die Mannigfaltigkeit der Sprachspiele an diesen Beispielen, und anderen, vor Augen:

- *Befehlen, und nach Befehlen handeln [...]*
- *Berichten eines Hergangs [...]*
- *Über den Hergang Vermutungen anstellen*
- *Eine Hypothese aufstellen und prüfen [...]*
- *Eine Geschichte erfinden; und lesen*
- *Theater spielen*
- *Reigen singen*
- *Rätsel raten*
- *Einen Witz machen; erzählen*
- *Ein angewandtes Rechenexempel lösen*
- *Aus einer Sprache in die andere übersetzen*
- *Bitten, Danken, Fluchen, Grüßen, Beten.*

[PU] §23.

An diesen Beispielen kann man erkennen, dass die Art oder Form der Einbettung in eine Praxis sehr unterschiedlich sein kann. Dieser Aspekt ist auch für den Begriff der Familienähnlichkeit wichtig.

(Allgemeine) Handlungen und Lautäußerungen müssen auf eine bestimmte Weise verknüpft sein, damit wir von Sprache (i.e. sinnvolle Lautäußerungen) zu sprechen geneigt sind. Wie und durch wen oder was diese „bestimmte Weise der Verknüpfung“ festgelegt wird, ist eine der Kernfragen des Privatsprachenarguments.

Auf das Thema dieser Arbeit zugespitzt formuliert: kann man ein Sprachspiel alleine spielen? Was wären die gültigen Züge darin und wie könnte man sie von ungültigen unterscheiden?

2.2.2 Familienähnlichkeiten

Bei den Betrachtungen darüber, was Sprachspiele sind und wie sie funktionieren, fällt auf, dass sie sehr vielfältig sind. Daraus ergibt sich die Frage, ob denn dieser neue Begriff des Sprachspiels in irgendeinem Sinne ein „ordentlicher“ - gemeint ist ein scharf umrissener - Begriff ist.

Wittgensteins Antwort ist sehr typisch für sein Denken, beinhaltet sie doch in gewisser Weise die Zurückweisung der Frage: zum einen gibt er die Genauigkeit (im Sinne einer ganz scharfen Grenzziehung) auf, zum anderen bleibt aber ein klares Innen und ein klares Außen eines jeden Begriffes sehr wohl erhalten: zu jedem Begriff muss es (sinnvollerweise) Fälle geben, die sicher darunter fallen und solche, die ganz klar nicht darunter fallen. Ein Beispiel sind Farben: Ich mag nicht von jedem Fleck, den ich je gesehen habe, oder den ich je sehen werde, sagen können, ob er grün ist oder nicht, aber ich kann sicher Flecken finden, die grün sind und auch welche, die es sicher nicht sind - beides ohne dabei auf Widerstand in der Sprechergemeinschaft zu stoßen.

Die logische Richtung dreht sich sozusagen um. Nicht: jedes Ding, auf das der Begriff sinnvollerweise angewandt werden kann²⁹, muss entweder dazugehören oder nicht; sondern vielmehr: es gibt an einem Begriff immer schon etwas Verwaschenes. Aber eben nicht den ganzen Begriff - sondern nur seine Grenzen.

Nun könnte man weiterfragen: was charakterisiert dieses „Innen“ eines Begriffes? Was ist der gemeinsame Kern? Wittgenstein zeigt diese Suche nach einem „vereinenden Grundstock von Eigenschaften“ am Beispiel unseres Alltagswortes „Spiel“ vor. Zunächst versucht er eine gemeinsame Eigenschaft zu finden, um sie dann als eine (oder die) definierende auszuweisen, kommt aber zu dem Schluss, dass dies nicht möglich ist:

*Betrachte z.B. einmal die Vorgänge, die wir »Spiele« nennen. Ich meine
Brettspiele, Kartenspiele, Ballspiel, Kampfspiele, usw. Was ist allen*

²⁹Ob der Begriff wahrheitsgemäß oder nicht angewandt wurde, ist vorerst noch egal, sprich: das Subjekt *kann* z.B. eine Farbe haben und ist nicht etwa ein Abstraktum.

diesen gemeinsam? - Sag nicht: »Es muß ihnen etwas gemeinsam sein, sonst hießen sie nicht >Spiele< « - sondern schau, ob ihnen allen etwas gemeinsam ist. - Denn wenn du sie anschaust, wirst du zwar nicht etwas sehen, was allen gemeinsam wäre, aber du wirst Ähnlichkeiten, Verwandtschaften, sehen, und zwar eine ganze Reihe. Wie gesagt: denk nicht, sondern schau! [...]

Und das Ergebnis dieser Betrachtung lautet nun: Wir sehen ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Großen und Kleinen. [...]

Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren als durch das Wort »Familienähnlichkeiten«[.] [PU] §66-67.

Will man daraufhin ins Treffen führen, dass sie somit doch zumindest die Familienangehörigkeit, also die Bezeichnung, gemeinsam haben, so würde Wittgenstein erwidern:

[H]ier spielst du nur mit einem Wort. [PU] §67.

Bei der Zuordnung zu einem Begriff spielen also viele Eigenschaften eine Rolle. Das Herausfinden, ob etwas unter einen bestimmten Begriff zu reihen ist oder nicht, ist (in etwa) vergleichbar mit einem Punktesystem bei dem man, wenn ein Kandidat genügend Punkte gesammelt hat, unter den jeweiligen Begriff eingereiht wird - etwa im Gegensatz zu einer Checkliste, wo das Nichterfüllen eines einzigen Kriteriums schon zum Ausscheiden führt.³⁰

Dem Begriff der Familienähnlichkeit liegt also die Idee, dass manche Dinge zwar *eindeutig* zusammengehören, aber kein „einfaches Gemeinsames“ besitzen, auf das man seinen Finger legen könnte, zugrunde. Dass wir trotz dieser Zerissenheit ihrer Bausteine trotzdem Sprache verwenden können, kann mit Hinweis auf die Fadenmetapher erklärt werden:

³⁰Dieses Bild ist mit Vorsicht zu genießen. Es soll hier lediglich die Möglichkeit der Abwesenheit eines „Killerkriterium“ erläutern.

[D]ie Stärke des Fadens liegt nicht darin, daß irgend eine Faser durch seine ganze Länge läuft, sondern darin, daß viele Fasern einander übergreifen.

[PU] §67.

Die Einzelfasern im Faden halten einander. Der erste berührt zwar den letzten nicht - es mag vielleicht ein Meter dazwischen liegen, aber sie hängen zusammen - wenn auch nicht direkt. Zwischen dem einen Ding, das wir ein Spiel nennen, und einem anderen mag es keine Gemeinsamkeiten geben (außer eben jene uninteressante, dass sie beide als Spiel bezeichnet werden) - aber es gibt einen kontinuierlichen Übergang zwischen den beiden. Weil die Einzelfasern gut genug ineinander übergreifen, weil sie tatsächlich *einen* Faden bilden, zerreißt der Begriff nicht.³¹

Der Begriff der Familienähnlichkeit ist für diese Arbeit wichtig, da in Abschnitt 3.14 die Frage gestellt werden wird, ob das dort entworfene Verhalten als Sprache eingeordnet werden soll - ob es mit den Dingen, die wir bereitwillig Sprache nennen, *nahe genug* verwandt ist.

³¹Umgekehrt sollten diese Betrachtungen über Fäden und Familienähnlichkeiten nicht dazu führen, dass man annimmt, Wittgensteins Bild von einem Begriff sei *notwendigerweise* ein so „zerstückeltes“. Genauso wie man bei manchen Seilen sagen kann, dass die Seele durch die gesamte Länge verläuft, so kann Analoges auch bei Begriffen der Fall sein. Mathematische Begriffe haben z.B. üblicherweise die Eigenschaft, dass dieses durchlaufende Etwas relativ leicht expliziert werden kann (weswegen sie wohl gerne als besonders „rein“ oder „sauber“ bezeichnet werden).

2.2.3 Grammatik

Der dritte Begriff in dieser Reihe ist jener der Grammatik. Wittgenstein verwendet hier ein Wort (einen Wortlaut), das uns schon aus anderen, nichtphilosophischen Kontexten bekannt ist und gibt ihm eine neue Bedeutung; darüberhinaus durchlebt es auch im Laufe seines Denkens einige Veränderungen, auf die hier aber nicht eingegangen wird.³²

Grammatik eines Wortes

Unter der Grammatik eines Wortes versteht Wittgenstein die Bedingungen für dessen korrekte Verwendung. Sie legt fest, welche Züge in Sprachspielen erlaubt sind und welche nicht - was als sinnvoll gilt und was nicht. Die Grammatik geht eventuellen Fragen nach der Wahrheit eines Satzes gewissermaßen voraus.³³

Ein Faktor, der die Untersuchungen zur Grammatik eines Wortes interessant werden lassen kann, ist die Betrachtung der gemeinsamen Verwendung gewisser Worte. Ich werde in so einem Fall gelegentlich von der „gemeinsamen Grammatik“ der jeweiligen Worte sprechen. Insbesondere wird in dieser Arbeit die gemeinsame Grammatik der Worte „privat“ und „Sprache“ zu untersuchen sein. Hier kann man schon anmerken, dass es sich bei dieser Kombination um weniger leicht auszumachende Schwierigkeiten handeln wird als z.B. hier: „ein hungriges Viereck“. Bei dieser Wortfolge „hungriges Viereck“ hätte man auf die Frage danach, was denn da schiefgegangen sei, Schwierigkeiten, wesentlich mehr zu sagen, als dass Vierecke nicht hungrig sein können (und dass das offensichtlich ist).

³²Vgl. [Glck] p.154.

³³In Abschnitt 2.2.4 wird noch gezeigt werden, dass auch die Grammatik „von der Welt nicht ganz in Ruhe gelassn werden kann“ und sie insofern über (reine) Wohlgeformtheitsbedingungen hinausgeht.

Ankersätze

Ankersätze³⁴ (im Sinne Wittgensteins) lassen sich dadurch charakterisieren, dass sie keiner weiteren Rechtfertigung bedürfen. Sie fungieren sozusagen als Regressstopper. Über einen Ankersatz (bzw. dessen „Wahrheit“) wird nicht verhandelt. Er ist (innerhalb gewisser Grenzen) als unumstößlich anzusehen. So könnte man sagen, Ankersätze bildeten das Fundament. Für die Gesamtheit dieser Grundsätze hat sich das Wort „Lebensform“ durchgesetzt.³⁵

2.2.4 Lebensform

Wie auf den vorangegangenen Seiten dargelegt, ist Sprache Teil eines Komplexes von Handlungen (sprachlichen wie „äußerlichen“), der durchaus sehr großen Umfang haben kann - daher wählt Wittgenstein zu seiner Beschreibung wohl auch ein Wort, das diesen großen Umfang schon andeutet: die Lebensform. In der Tat hängen die Begriffe einer natürlichen Sprache mit der Umgebung, der Lebenswelt zusammen. Aber die Idee, auf die Wittgenstein abzielt, hat einen noch viel weiteren Horizont als die rein materielle Umgebung.

Der Begriff der Lebensform umfasst wesentlich mehr als Betrachtungen darüber, welche Begriffe sich für bestimmte Gruppen als wichtig und nützlich erwiesen haben³⁶ - sie inkludiert auch Feststellungen, dass manches so zentral für unser Verhalten ist, dass wir es gar nicht verstehen könnten, wenn diese Dinge anders wären.

So bildet die Lebensform den Rahmen, in dem Sprache passieren kann. Sie ist die Voraussetzung für alle Sprachspiele, der Spielplatz, auf dem sie stattfinden (können).

³⁴Ihr gelungener englischer Name: *hinge proposition*. Angelehnt an [ÜG] §343: „Wenn ich will, daß die Türe sich drehe, müssen die Angeln feststehen.“

³⁵Für eine kurze Diskussion der Frage, ob auch Wittgenstein das Wort ausschließlich so gebraucht, siehe [Glck] p.200.

³⁶Man denke hier etwa daran, dass z.B. Inuit mehr Worte für Schnee haben als Steppenbewohnerinnen.

Die Lebensform ist sozusagen eine Universalgrammatik. Was die Sprache für das einzelne Wort leistet - nämlich den bedeutungsgebenden Kontext zu liefern - , das leistet die Lebensform für die Sprache.³⁷

Eine gemeinsame Lebensform³⁸ kann als die Grundlage für eine gemeinsame Praxis, ein gemeinsames Urteilen gesehen werden - das heißt noch nicht, dass auch tatsächlich alle Teilnehmer zu den gleichen Urteilen gelangen, aber immerhin, dass es schon einen gewissen Grundkonsens darüber gibt, *wie* man zu einem Urteil gelangen sollte. Diese Basis des Urteilens wird für den privaten Fall untersucht werden müssen - man müsste für den Nachweis der Möglichkeit einer Privatsprache so etwas wie eine private Lebensform entwerfen können.

³⁷Ob in Anbetracht der Vielfalt der Lebensumgebungen der Menschen nicht besser von Lebensformen (also im Plural) zu sprechen ist, war in den 1990ern Gegenstand einiger Diskussionen. Dies wird hier nicht behandelt, zumal ich der Meinung bin, dass - soweit es meine Interpretation der Wittgensteinschen Texte betrifft - , wenn man geneigt ist, auch den Plural zu verwenden, der Begriff „Lebensform“ einfach näher an jenen des Sprachspiels heranrückt. (Und damit will ich nicht gesagt haben, dass man nicht eine interessante Diskussion *im Anschluß* an Wittgenstein führen könnte, sondern nur, dass ich die exegetischen Fragen für relativ leicht lösbar halte.)

³⁸Für eine Diskussion des Themas des Einstiegs in eine (gemeinsame) Lebensform siehe [Stckn].

Kapitel 3

Der Apfel: eine Privatsprache

3.1 Aller Anfang

Wie bei vielen wichtigen Begriffen in Wittgensteins Philosophie, so handelt es sich auch beim Wort „Privatsprache“ um eine Eigenkreation.¹ Man sollte also zunächst klarstellen, worüber hier eigentlich verhandelt wird. Diese Definition befindet sich auch am Anfang jener Passage der *Philosophischen Untersuchungen*, die üblicherweise als das Privatsprachenargument bezeichnet wird:

Wäre [...] eine Sprache denkbar, in der Einer seine inneren Erlebnisse - seine Gefühle, Stimmungen, etc. - für den eigenen Gebrauch aufschreiben, oder aussprechen könnte? [...] Die Wörter dieser Sprache sollen sich auf das beziehen, wovon nur der Sprechende wissen kann; auf seine unmittelbaren, privaten, Empfindungen. Ein Anderer kann diese Sprache also nicht verstehen.

[PU] §243.

Von solchen Privatsprachen soll nun gezeigt werden, dass es sie nicht geben kann. Genauer gesagt soll untersucht werden, wieso die Grammatiken der beiden Worte „privat“ und „Sprache“ nicht gemeinsam funktionieren können - oder aber mit welchen Modifikationen dies vielleicht doch möglich ist.

¹Um der Genauigkeit genüge zu tun: Wittgenstein verwendet in den *Philosophischen Untersuchungen* nicht den Ausdruck „Privatsprache“, sondern „private Sprache“ (z.B. in [PU] §269).

Bevor die Hauptverhandlung beginnt, müssen jedoch noch einige Fälle, die hier nicht als „Privatsprache“ gelten sollen, ausgeschlossen werden. Nicht gemeint sind Worte, deren Bedeutung nur wenigen Sprechern bekannt ist, wie etwa „phätt“, „Nupatak“, „Heißes-zum-Draufstellen“ oder „Hoabagoas“.

Weiters soll auch nicht eine Geheimsprache, kein privater Code gemeint sein (auch nicht in der Zeit zwischen der Erfindung durch Einen und vor der Mitteilung an einen Zweiten); das wäre nichts anderes als eine private Übersetzung von Dingen, die (prinzipiell) öffentlich zugänglich sind - der Code wäre privat, nicht aber der *Inhalt*.

Wozu?

Es mag reichlich irritierend wirken, dass Wittgenstein hier ein Konzept neu einführt und gleich darauf beginnt, daran zu arbeiten, es als wertlos hinzustellen. Wenn es bis jetzt niemanden interessiert hat - wozu die Aufregung? Die Antwort besteht abermals in der Zurückweisung der Prämisse: das Thema der Privatsprache wurde zwar weder bis Wittgenstein je so benannt,² noch wurde es an sehr prominenter Stelle behandelt - in der Geschichte der Philosophie gibt es jedoch zahlreiche Theorien, die *implizit* auf der Möglichkeit von Privatsprachen aufbauen.³

Abgesehen von dieser innerphilosophischen Motivation, das Thema zu behandeln, ist die Behauptung, dass wir nicht über unsere inneren Empfindungen sprechen können, auch für „Alltagsmenschen“ sehr provokant. Sie scheint unserer Erfahrung zu widersprechen, da wir doch z.B. beim Arzt die Art der Schmerzen beschreiben und somit wesentlich zur Diagnose beitragen können.⁴

²Es lassen sich bei Russell ähnliche Formulierungen finden. (Vgl. Seite 29) Durch ihn wird das Thema Privatsprache allerdings mit einem ganz anderen Ziel und auch nur sehr kurz behandelt.

³Tatsächlich gibt es sogar eine Diskussion darüber ob nicht schon deutlich vor Wittgenstein Einsprüche gegen die Möglichkeit von Privatsprachen gemacht wurden. (Vgl. z.B. [N], [Stvnns] und [Djnžk]).

⁴Diese mögliche Provokation des Alltagsmenschen kann in diesem Zusammenhang als *conditio sine qua non* für Wittgensteins Beschäftigung mit dem Thema gesehen werden.

Die Frage, welcher der philosophischen Theorien die Rolle des tatsächlichen Anstifters zukommt, ist, nachdem sich bei Wittgenstein meist keine für solche Fragestellungen hilfreichen Angaben finden, letztlich schwer bis gar nicht zu beantworten. Häufig werden jedoch Bertrand Russells *Philosophy of logical atomism*⁵ oder (aus ähnlichen Gründen) auch der *Tractatus*⁶ als Wittgensteins Anlaß zur Beschäftigung mit dem Thema angenommen.⁷

Eine Stelle in Russells *Philosophy of logical atomism* legt nahe, dass sich Wittgenstein zumindest *auch* gegen die Philosophie seines ehemaligen Lehrers richtet und vielleicht sogar das Wort Privatsprache aus der Beschäftigung damit übernommen hat:⁸

A logically perfect language [...], as regards its vocabulary, would be very largely private to one speaker. That is to say, all the names that it would use would be private to that speaker and could not enter into the language of another speaker.

[Rssl] p.176.

Das Vorstellen

Eine Eigenheit des Privatsprachenarguments ergibt sich aus seiner logischen Form - nämlich jener eines Unmöglichkeitsbeweises. Man soll sich eine (klare) Vorstellung von „etwas“ machen, nur um dann zeigen zu können, dass es gerade *dieses* nicht geben kann.⁹ Man soll sich gewissermaßen vorstellen, was denn der Fall ist, wenn *gerade dieses* Unmögliche der Fall ist.

⁵Vgl. z.B. [Wrsl] 2.

⁶Vgl. z.B. [Knn] p.180, [P] p.73. Für eine Abhandlung zu den Unterschieden in Russells und Wittgensteins Atomismus siehe [Lvngstn].

⁷Unabhängig von der Frage nach Wittgensteins Motivation findet man auch Diskussionsbeiträge zur Relevanz des Themas der Privatsprachen für zahlreiche andere Philosophen. So z.B. Descartes (vgl. [Srl], [KnnDsc]), und Carnap (vgl. [r]).

⁸Für eine Erklärung zum inhaltlichen Zusammenhang siehe Abschnitt 3.5.

⁹Vgl. auch [Ck].

In [Rmhrtr] wird anhand mathematischer Beispiele dafür argumentiert, dass diese Auffassung einer *reductio ad absurdum* nicht den Wittgensteinschen Ansprüchen an einen Beweis genügen kann.

Die notwendige Umformung ist, dass nicht das Unmögliche, sondern „nahe verwandte“, aber vorstellbare Konstrukte untersucht werden - und erst gegen Ende des Beweises sich die Lücke als nicht schließbar erweist. Im vorliegenden Fall der Privatsprache heißt das, dass von den Kandidaten für eine Privatsprache gezeigt werden sollte, dass sie entweder nicht privat oder aber keine Sprache sind.

Dieses Vorstellungsproblem bewirkt ein zweites - allerdings wesentlich leichter lösbares: man sollte eigentlich nicht von einem „Begriff der Privatsprache“ reden, da es sich ja um einen leeren handelt. Am geeignetsten wäre hier wohl das englische Wort *notion (of a private language)* - in dieser Arbeit wird daher auf die Formulierung *Konzept* oder *Idee* (einer Privatsprache) zurückgegriffen.

Un- oder Anordnung?

Üblicherweise wird die Behandlung des Privatsprachenarguments in zwei Teile geteilt.¹⁰ Das habe auch ich anfangs versucht, aber nachdem es sich nur als bedingt sinnvoll erwiesen hat, diese Herangehensweise mit Gewalt durchsetzen zu wollen und bei Diplomarbeiten eine lineare Struktur üblich ist, wurde allen großen und kleinen (nummerierten) Punkten in diesem Kapitel die gleiche Stufe in der L^AT_EX-Hierarchie zugewiesen. Das bewirkt einerseits eine Anpassung an die sehr flache Struktur der *Philosophischen Untersuchungen*, und es ist, wie mir scheint, andererseits die beste Möglichkeit die zirkuläre Art der Vernetzung der einzelnen Punkte, die zur Sprache kommen werden, anzudeuten.

Wenn man beginnt (die Möglichkeit von) Privatsprachen zu untersuchen, so bieten sich zunächst zwei Wege an, die auch meist zur Zweiteilung der Behandlung des Themas in der (einführenden) Sekundärliteratur verwendet werden. Zum einen

¹⁰Vgl. z.B. [Wrsl], [Knn] und [Fglh].

kann man versuchen, einen Teil unserer Alltagssprache zu finden, der einer Privatsprache schon recht nahe ist¹¹ und - falls nötig - den einen oder anderen Aspekt zu verändern oder wegzunehmen, um schließlich bei einer tatsächlich praktikablen oder zumindest vorstellbaren Sprache anzukommen, die man als privat (im Sinne Wittgensteins) bezeichnen kann. In diese Richtung gehende Gedanken finden sich in den Abschnitten 3.2 bis 3.5.

Der andere Weg ist, dass man „von Null beginnt“; soll heißen, dass man sich der Konstruktion einer Privatsprache widmet, indem man versucht, eine Sprache auf den (privaten) Empfindungen aufzubauen, die aber wohlgemerkt nichts mit unserem Alltagssprachgebrauch von Schmerzen, Kitzel, Juckreiz etc. zu tun hat. Die Gangbarkeit dieses Weges wird dann *eh*er erst ab dem Abschnitt 3.7 erforscht, wenngleich noch durchzogen von Ideen und Einwänden des ersten Ansatzes.

Am Ende sollte die Darstellung aber als ein zusammenhängender Angriff aufgefasst werden (können).

Die Anordnung der nun folgenden Themen und Textabschnitte weicht von jener Wittgensteins ab, da sie der Verfolgung eines etwas anderen - nämlich meines¹² - Zieles dient. Weiters finden sich in dieser Arbeit Stellen, an denen die Zitatdichte recht hoch ist. Das ist darauf zurückzuführen, dass die beiden erwähnten Ziele sehr nahe verwandt sind und sich also manchmal die Darstellung Wittgensteins mehr oder minder direkt für meine Zwecke verwenden lässt. An anderen Stellen hingegen verzichte ich auf den Rückgriff auf dieses Material und entwickle meine eigenen Gedanken *im Anschluss* an Wittgenstein.

Das ist doch kein Argument!

Bevor das Privatsprachenargument selbst - und nicht mehr dessen Form und Hintergrund - behandelt wird, sei hier noch vermerkt, dass es nicht ist, was es heißt: es ist

¹¹Tatsächlich könnte sich ja herausstellen, dass es schon eine gibt, womit die Untersuchung auch schon wieder beendet wäre.

¹²Siehe Abschnitt 3.14

kein (einzelnes) Argument. Dazu ist die Stelle in den *Philosophischen Untersuchungen* - in der Wittgenstein eigenen Art - zu zerrissen. Voraussetzungen, Zwischenschritte und Schlussfolgerungen sind nicht leicht genug zugänglich oder als solche zu erkennen. Wie schon bei der Beschreibung der Familienähnlichkeit in Abschnitt 2.2.2, könnte man das Bild von einzelnen, ineinandergreifenden (Gedanken-)Fäden heranziehen. Insofern ist dieses Kapitel der Arbeit - wie schon im letzten Abschnitt angedeutet - wohl nie in eine „vernünftige“ Reihenfolge zu bringen - bzw. es *ist* durch die Eigenart seines Gegenstandes *so* schon in seiner bestmöglichen Reihenfolge.

Die Feststellung, dass das Privatsprachenargument in der Form seiner Darstellung bzw. Darstellbarkeit kein „ordentliches“ Argument ist, soll allerdings nicht heißen, dass dies wichtig oder erstrebenswert wäre. Im Gegenteil: in dieser Form regt es zum *Nachdenken* und zum Vernetzen mit anderen Punkten (s)einer Philosophie an.¹³

3.2 »Schmerz«

Bei der Suche nach einem Kandidaten für eine Privatsprache stößt man recht schnell auf die Frage, ob nicht zumindest unsere alltägliche Rede über Schmerzen gerade eine Sprachverwendung mit den gesuchten Eigenschaften ist:

[R]eden wir nicht täglich von Empfindungen, und benennen sie? Aber wie wird die Verbindung des Namens mit dem Benannten hergestellt? Die Frage ist die gleiche wie die: wie lernt ein Mensch die Bedeutung der Namen von Empfindungen? Z.B. des Wortes »Schmerz«. [PU] §244.

Wittgenstein leitet die Antwort auf diese Frage, wie für sein Denken charakteristisch, mit dem Hinweis darauf ein, dass man zu ihrer Beantwortung untersuchen muss, wie man denn die Sprache lernt. Im Fall der Privatsprache könnte diese

¹³Für eine Analyse der Zusammenhänge zwischen Wittgensteins Denken, seiner Arbeitsweise und der Form der Veröffentlichung siehe [Hrchvc].

Namensgebung wohl ungefähr so vor sich gehen, dass der (potentielle) Benutzer einer Privatsprache so etwas wie ein „inneres Zeigen“ vollführt:

[Ich kann mir die Benennung doch] selbst als eine Art hinweisende Definition geben! - Wie? kann ich auf die Empfindung zeigen? - Nicht im gewöhnlichen Sinne. Aber ich spreche, oder schreibe das Zeichen, und dabei konzentriere ich meine Aufmerksamkeit auf die Empfindung - zeige also gleichsam im Innern auf sie. [PU] §258.

Sollte dies tatsächlich der Weg sein, auf dem wir (z.B.) das Wort „Schmerz“ lernen oder einüben, so hängt der Lernerfolg also wesentlich vom Funktionieren der hinweisenden Definition ab. Die Bedingungen, unter denen diese erfolgreich sein können, werden im nächsten Abschnitt näher beleuchtet.

3.3 Hinweisende Definition

In Büchern über Wittgenstein¹⁴ wird das Thema der hinweisenden Definition meist separat und (wegen der Anordnung in den *Philosophischen Untersuchungen*) auch früher behandelt und während der Diskussion der Stelle über Privatsprachen auf die dortigen Ergebnisse zurückgegriffen.

Unter einer hinweisenden Definition sollen Erklärungen verstanden werden, wie etwa „Das heisst so-und-so.“¹⁵ Sie enthalten oft die Worte „das (da)“ oder „dies“¹⁶ und treten häufig (und in charakteristischer Weise) dann auf, wenn nach einem Namen oder einer *Benennung* (im weitesten Sinne) gefragt wird:

Man kann nun einen Personennamen, ein Farbwort, einen Stoffnamen, ein Zahlwort, den Namen einer Himmelsrichtung, etc. hinweisend

¹⁴Vgl. z.B. [Knn].

¹⁵In einem etwas weiteren Sinne ist das eine hinweisende Definition von „hinweisende Definition“.

¹⁶Nicht umsonst werden sie *hinweisende* Pronomen genannt - sie stehen (in diesem Fall) *für* ein noch zu Benennendes (Nomen).

definieren. Die Definition der Zahl Zwei »Das heißt >zwei<< - wobei man auf zwei Nüsse zeigt - ist vollkommen exakt. [PU] §28.

Aber bei diesem letzten Wort regt sich in der Leserin vielleicht schon der erste Widerstand: wieso soll dieses (bloße) Hindeuten als *exakt* gelten?

Der, dem man die Definition gibt, weiß ja dann nicht, was man mit »zwei<< benennen will; er wird annehmen, daß du diese Gruppe von Nüssen »zwei<< nennst! - Er kann dies annehmen; vielleicht nimmt er es aber nicht an. Er könnte ja auch, umgekehrt, wenn ich dieser Gruppe von Nüssen einen Namen beilegen will, ihn als Zahlnamen mißverstehen. Und ebensogut, wenn ich einen Personennamen hinweisend erkläre, diesen als Farbnamen, als Bezeichnung der Rasse, ja als Namen einer Himmelsrichtung auffassen. Das heißt, die hinweisende Definition kann in jedem Fall so und anders gedeutet werden. [PU] §28.

Und diese, das Glücken der Definition gefährdende Mehrdeutigkeit kommt daher, dass wir zusätzlich zum Hinzeigen (also der Angabe einer Raumrichtung) *nicht auch noch* auf einen bestimmten *Aspekt* des Bezeigten zeigen können:

Zeig auf ein Stück Papier! - Und nun zeig auf seine Form, - nun auf seine Farbe, - nun auf seine Anzahl (das klingt seltsam!) [PU] §33.

Und dieses Problem wiederholt sich auf der nächsthöheren Ebene: das Zeigen auf einen Gegenstand ist durch seine körperliche Erscheinungsform nicht von der Angabe einer (Himmels-)Richtung zu deren Benennung oder der gleichen Bewegung als Teil eines Marschbefehls zu unterscheiden.

Man sieht: *wie* hinweisende Definitionen funktionieren, ist nicht sofort klar - hingegen *dass* sie funktionieren, können wir tagtäglich beobachten und miterleben. Ja, man ist fast verleitet, die hinweisende Definition auf die Funktionserklärung ihrer selbst anzuwenden: „Sie funktioniert (eben) *so!*“

Freilich, ganz so hoffnungslos endet die Erkundung nicht. Es helfen Betrachtungen über Situationen, wo die hinweisende Definition *nicht* funktioniert. Man denke etwa an Hunde, Katzen oder Kleinkinder: sie verstehen nicht, was eine hinweisende Definition, ein Zeigen (auf etwas) ist.¹⁷

Was unterscheidet also eine, die einen Fingerzeig versteht, von einer, die das nicht tut: erstere muss schon eine Ahnung haben, *um was es hier (ungefähr) geht*. Erstens muss sie wissen, dass es sich um eine Benennung handelt - und nicht etwa um eine Warnung - und zweitens welcher Aspekt (Anzahl, Form, Eigenname, Gattung...) hier benannt werden soll. Auf irgendeine Weise - allgemein einfach durch das, was wir Kontext nennen - muss also (weitgehend) klargestellt werden, worum es sich handelt.¹⁸ Der einfachste Fall ist wohl der, wenn man es schlicht dazusagt:

*Vielleicht sagt man: die Zwei kann nur so hinweisend definiert werden:
»Diese Zahl heißt »zwei««. Denn das Wort »Zahl« zeigt hier an, an
welchen Platz der Sprache, der Grammatik, wir das Wort setzen. [PU] §29.*

Aber damit ist natürlich nur bedingt etwas gewonnen:

*Das heißt aber, es muß das Wort »Zahl« [(»Farbe«, »Name«) bereits]
erklärt sein, ehe jene hinweisende Definition verstanden werden kann.
[PU] §29.*

Sofort kann man weiterfragen: aber wie kommen wir denn zu *diesen* Begriffen oder Kategorien? Wie lernen wir denn, was (ganz allgemein) eine Farbe ist? Es scheint zwei Möglichkeit zu geben: man kann es erklärt bekommen oder anhand von Beispielen lernen. Jedoch sind diese beiden Formen der Einführung neuer Worte schon vorgekommen: den relevanten Aspekt dazuzusagen ist ein Teil einer Erklärung, und beim Lernen anhand von Beispielen geht es - wie bei der hinweisenden Definition - um das (selbstständige) Extrahieren eines bestimmten (gemeinsamen) Aspekts. Die

¹⁷Natürlich: es ist davon auszugehen, dass die Kinder - im Gegensatz zu den Tieren - es noch lernen werden.

¹⁸Das kann durchaus auch erst im Nachhinein erfolgen.

Frage nach dem Erlernen der ersten Begriffe oder Kategorien stellt sich also noch immer bzw. erneut. Andererseits ist offensichtlich, dass wir Begriffe verwenden - es muss also irgendwie funktionieren (bzw. in unserem Leben schon funktioniert haben).¹⁹

Doch kurz zurück zu den Situationen, bei denen die Zusatzerklärung nicht unbedingt nötig oder hilfreich ist:

Ob das Wort »Zahl« in der hinweisenden Definition der Zwei nötig ist, das hängt davon ab, ob [der Lernende] sie ohne dieses Wort anders auffasst, als ich es wünsche. Und das wird wohl von den Umständen abhängen, unter welchen sie gegeben wird, und von dem Menschen, dem ich sie gebe. [...]

Man könnte also sagen: Die hinweisende Definition erklärt den Gebrauch - die Bedeutung - des Wortes, wenn es schon klar ist, welche Rolle das Wort in der Sprache überhaupt spielen soll. [PU] §29, 30.

Man sieht hier wie Wittgenstein auf sein Konzept von der Bedeutung eines Wortes als dessen Gebrauch zurückgreift, das ja schon in Abschnitt 2.2.1 behandelt wurde. Der springende Punkt ist also auch bei der hinweisenden Definition ihre Einbettung in ein Sprachspiel.

Wie findet man also heraus, ob jemand die hinweisende Definition verstanden hat? In [PU] §28 hieß es ja, dass „die hinweisende Definition [...] so und anders gedeutet werden“ kann. Ob Einer es *richtig* gedeutet hat, was ich ihm beibringen wollte²⁰, zeigt mir die Praxis - es muss aus seinem Verhalten abgelesen werden können. Werde ich ihn nicht mehr korrigieren müssen, so werde ich geneigt sein zu sagen, dass er es verstanden hat. Freilich die Frage, wieviele richtige Versuche es dazu braucht, bleibt offen - das liegt sozusagen im Ermessen der Urteilenden.

¹⁹Die Frage, wie man zu den ersten Begriffen kommen kann, wird noch einmal wichtig werden - und zwar wenn es darum geht dieses Problem im *privaten* Fall zu lösen. Vgl. Abschnitt 3.7.

²⁰Vgl. Abschnitte 3.9 und 3.10.

Als abschließender Merksatz dieses Abschnitts könnte der folgende fungieren:

Die hinweisende Definition ist Teil eines Sprachspiels - sie ist mit einer Praxis verwoben.

3.4 Fremdsprachen und Platzhalter

Die soeben besprochene „Platzhaltefunktion“ mancher Worte ist bei der Gegenüberstellung vom Spracherwerb eines Kindes mit dem Erlernen einer Zweitsprache sehr klar erkennbar.

Das Farbwort „grün“ (erstmal) zu erlernen ist eine ganz andere Aufgabe, als das *Vokabel* „green“ zu lernen. Das liegt daran, dass im zweiten Fall Farbkonzepte aus der Erstsprache schon bekannt sind und somit der *Platz* für „green“ schon vorbereitet ist - ganz anders als beim Kind, dem nicht gleichsam ein Regal vorliegt, dessen Fächer es nur noch auszufüllen gilt.

Wittgensteins eigenes Beispiel macht es einem Schachunkundigen besonders leicht, sich in die Kindesrolle hineinzusetzen (und allen anderen zeigt es, wie man sich ein entsprechendes Beispiel konstruieren kann):

Wenn man jemandem die Königsfigur im Schachspiel zeigt und sagt »Das ist der Schachkönig«, so erklärt man ihm dadurch nicht den Gebrauch dieser Figur, - es sei denn, daß er die Regeln des Spiels schon kennt, bis auf diese letzte Bestimmung: die Form einer Königsfigur. Man kann sich denken, er habe die Regeln des Spiels gelernt, ohne daß ihm je eine wirkliche Spielfigur gezeigt wurde. [PU] §31.

Der dem Erlernen der Zweitsprache entsprechende Fall liegt z.B. auch dann vor, wenn man bisher nur mit einem einzigen (und wohl sehr außergewöhnlichen) Satz von Spielsteinen konfrontiert war. In diesem Fall könnte man sagen, der Platz dieser oder jener Figur sei durch die *Regeln* des Schachspiels schon vorbereitet. Das Umlernen auf andere Formen der Spielsteine entspricht hier der Übersetzung in die Zweitsprache.

Wodurch ist aber der Platz im Fall der verschiedenen Sprachen vorbereitet? Woran liegt es, dass (meines Wissens) in allen Sprachen z.B. Farbkonzepte vorhanden sind? Den Regeln des Schachs entspricht hier die gemeinsame Praxis aller Menschen, die Konfrontation mit der „gleichen“ Welt und durch den gleichen Wahrnehmungsapparat - also Dinge, die zur menschlichen Lebensform gehören.

Dass jedoch nicht alle Nuancen des menschlichen Lebens in jeder Sprache ihre Bezeichnung haben, dass es in jeder Sprache so genannt unübersetzbare Worte gibt, ist eines der Dinge, die das Lernen von Fremdsprachen reizvoll gestalten können. Man sieht sich gezwungen, mit den neuen Begriffen herumzuspielen und ihre Anwendungsgrenzen auszuprobieren, da man ihre Verwendung nicht einfach aus der Erstsprache kopieren kann.²¹ Man lernt dabei ein neues Sprachspiel - und tauscht nicht nur die bekannten Spielsteine gegen neue aus.

Ein prominentes Beispiel für so einen nicht (kompakt) übersetzbaren Begriff ist - und das bringt uns wieder zu Empfindungen zurück - das im portugiesischen Fado oft besungene Gefühl der *saudade*.²²

3.5 Inneres Zeigen

In der Nähe der auf Seite 29 zitierten Stelle aus der *Philosophy of logical atomism* findet sich Russells Beschreibung, wie die Namensgebung im Falle einer „logisch perfekten“ Sprache vor sich gehen könnte:

[I]n order to understand a name for a particular, the only thing necessary is to be acquainted with that particular. When you are acquainted with

²¹In diesem Sinne erlernen zweisprachig aufwachsende Kinder wohl auch „mehr Konzepte“ als einsprachige.

²²Laut <http://de.wikipedia.org/wiki/Saudade> (Version vom 26. Mai 2009) lässt sich das Konzept der Saudade mit „Traurigkeit“, „Wehmut“, „Sehnsucht“ oder „sanfter Melancholie“ nur annähernd übersetzen. Fernando Pessoa geht sogar so weit, zu behaupten, dass nur Portugiesen dieses Gefühl haben können: *Saudades, só portugueses / Conseguem senti-las bem. / Porque têm essa palavra / para dizer que as têm.*

that particular, you have a full, adequate and complete understanding of the name, and no further information is required. [Rssll] p.176.

Denkt man bei diesem „*particular*“ beispielsweise an eine bestimmte Art von Schmerz, so sieht man - unter Miteinbeziehung der Ergebnisse der letzten Seiten - , dass Wittgensteins Einwand direkt trifft:

Wenn man sagt »Er hat der Empfindung einen Namen gegeben«, so vergißt man, daß schon viel in der Sprache vorbereitet sein muß, damit das bloße Benennen einen Sinn hat. Und wenn wir davon reden, daß einer dem Schmerz einen Namen gibt, so ist die Grammatik des Wortes »Schmerz« hier das Vorbereitete; sie zeigt den Posten an, an den das neue Wort gestellt wird. [PU] §257.

Wittgenstein spricht hier in genau der selben Weise von Platzhaltern für Namen von Empfindungen wie vorher von Farben oder Zahlen.

Wie kann man aber diese Platzhaltefunktion für das Wort „Schmerz“ erzeugen? Was an unserer Lebensform - an unserer Existenz - ermöglicht es uns, Schmerzen zu benennen und über sie zu sprechen? Eine Art „inneres Zeigen“ reicht nicht aus; es wäre eine sinnlose Zeremonie (vgl. [PU] §258) - eine Zeremonie ähnlich leer wie diese:

Warum kann meine rechte Hand nicht meiner linken Geld schenken? - Meine rechte Hand kann es in meine linke geben. Meine rechte Hand kann eine Schenkungsurkunde schreiben und meine linke eine Quittung. - Aber die weitem praktischen Folgen wären nicht die einer Schenkung. Wenn die linke Hand das Geld von der rechten genommen hat, etc., wird man fragen: „Nun, und was weiter?“ [PU] §268.

Was bei dieser Pseudoschenkung fehlt, sind also die praktischen Folgen. Wie lässt sich dieses Erkenntnis auf Benennungen übertragen? Eine sehr leicht vorstellbare praktische Folge einer Wortverwendung ist wohl, dass einem widersprochen wird.

Es wird behauptet, man habe das Wort *falsch* verwendet - und wenn das gerade beim Erlernen eines neuen Wortes geschieht, so wird man wahrscheinlich sagen, er habe die (hinweisende) Erklärung eben falsch aufgefasst.

Man müsste also im Fall der inneren hinweisenden Definition eine Praxis etablieren können, die einen beurteilen lässt, ob man die Definition *richtig* aufgefasst hat - also insbesondere eine Praxis in der es sinnvoll ist, von „richtig oder falsch auffassen“ zu reden.

3.6 Schmerzäußerungen

In unserem Alltag kann es zu der Situation kommen, dass z.B. ein großer Mensch sich an einem niedrigen Türrahmen stößt, ein Beobachter daraufhin meint, dass das weh getan haben müsse, und ersterer darauf erwidert, er habe aber keine Schmerzen. Hält er sich aber den Kopf und stöhnt, so wird ihm der Beobachter keinen Glauben schenken. Dies zeigt, dass es eine falsche Verwendung von „(keine) Schmerzen haben“ gibt. Die Frage ist daher, wie man diese falsche Verwendung in obigem Fall erkennen kann, oder allgemeiner:

[W]ie lernt ein Mensch die Bedeutung der Namen von Empfindungen? Z.B. des Wortes »Schmerz«. Dies ist eine Möglichkeit: Es werden Worte mit dem ursprünglichen, natürlichen, Ausdruck der Empfindung verbunden und an dessen Stelle gesetzt. Ein Kind hat sich verletzt, es schreit; und nun sprechen ihm die Erwachsenen zu und bringen ihm Ausrufe und später Sätze bei. Sie lehren das Kind ein neues Schmerzverhalten. »So sagst du also, daß das Wort »Schmerz« eigentlich das Schreien bedeute?« - Im Gegenteil; der Wortausdruck des Schmerzes ersetzt das Schreien und beschreibt es nicht. [PU] §244

In Wirklichkeit reden wir also immer von seinen Schmerzäußerungen, von seinem Schmerzverhalten, wenn wir sagen, er habe Schmerzen.²³ „Er leidet“ soll gleichbe-

²³Diese Abhängigkeit von „natürlichen Äusserungen“ lässt sich durchaus auch im Augustinus-Zitat, das Wittgenstein an den Beginn der *Philosophischen Untersuchungen* stellt, finden. Dem

deutend sein mit „Er zeigt Schmerzverhalten“?²⁴ - Aber es tut mir doch *wirklich* weh - ich zeige nicht bloß Schmerzverhalten. Ich *fühle* doch den Unterschied zwischen „Es juckt, aber ich kratze trotzdem nicht“ (etwa um es nicht noch zu verschlimmern) und „Ich kratze, ohne dass es juckt“ (nämlich um den Klebstoff von der Haut zu bekommen). Und diesen Unterschied - das *tatsächliche* Jucken - kann nur ich fühlen. Das heißt umgekehrt, ich kann prinzipiell nicht wissen, wie es sich bei einem Anderen anfühlt. Dann weiß ich also nur bei mir, was es heißt, Schmerzen zu haben? Und bei einem anderen nie? - Ich bin also der Einzige, von dem ich *sinnvollerweise* sagen kann, dass er Schmerzen habe, weil ich *nur bei mir* nicht falsch liegen kann? (So reden wir doch auch nicht.)

Wenn wir also auf das Gezeigte angewiesen sind: wie ist es dann mit Simulanten, oder Leuten, die keinen Schmerz zeigen wollen? Wollte der Mensch, der im vorher erwähnten Beispiel gegen den Türstock gelaufen ist, uns nicht vielleicht etwas vormachen? Ja, er vielleicht schon - aber Kinder?

Sind wir vielleicht voreilig in der Annahme, daß das Lächeln des Säuglings nicht Verstellung ist? - Und auf welcher Erfahrung beruht unsre Annahme? (Das Lügen ist ein Sprachspiel, das gelernt sein will, wie jedes andre.)

[PU] §249.

Wir können uns noch eine weitere Art vorstellen, wie dieser Zusammenhalt zwischen Schmerzempfindungen und Schmerzäußerungen schiefgeht. Man denke sich Einen, dem immer wieder folgendes passiert: er sagt, er habe sich die rechte Hand verbrannt, hält schnellstmöglich die linke ins Wasser und lässt daraufhin Erleichterung (eine Empfindungsäußerung!) erkennen. Eher wird man vermuten, dass er die Richtungen „links“ und „rechts“ verwechselt hat, als dass man weiterhin glaubt, er spüre den Schmerz in der rechten Hand. Diese antrainierten (ersetzen) Schmerzäußerungen sind also durch ihre höhere Komplexität für ein ganz andere Art von Fehlern offen, die aber gerade *nicht* von deren Abstammung von

wird aber durch Wittgensteins Analyse keine Rechnung getragen. (Vgl. [Fgln] p. 96)

²⁴Wittgenstein als Behaviourist? Für eine Argumentation dagegen siehe z.B. [Glck] p.76.

natürlichen Schmerzäußerungen kommt. Durch ihre natürlichen Ausdrucksformen - z.B. den Aufschrei oder das Halten der verletzten Stelle, aber auch indirekte, wie etwa die Erleichterung beim Nachlassen - sind Empfindungen umgekehrt auch gut dazu geeignet, andere Worte zu lehren; so z.B. die Richtungen „links“ und „rechts“ im obigen Beispiel.

In diesem Abschnitt waren Unmutsäußerungen und ihre Rolle beim Sprechen über Empfindungen recht präsent - doch man hätte die hier relevanten Punkte auch mit Äußerungen der Freude machen können:

Ein lächelnder Mund lächelt nur in einem menschlichen Gesicht. [PU] §583.

3.7 Private Praxis

Unsere Schmerzäußerungen sind also das, was bewirkt, dass wir überhaupt über Schmerzen sprechen können. Aber sie haben noch eine andere, wesentlich auffälligere Eigenschaft: gerade die *Schmerzäußerungen* sind es, die unsere Schmerzen veröffentlichen, also *nicht privat* belassen. Eine zentrale Behauptung des Privatsprachenarguments ist, dass es für diese privaten Dinge immer „gute Verbindungen nach außen“ gibt, insofern wir darüber sprechen können.

Und weil wir in unserer Alltagssprache keine solchen Bereiche finden, wo diese Verbindungen - diese „Publikationsmedien“ - nicht vorhanden sind, wir aber trotzdem darüber sprechen können, so lässt sich sagen, dass das Privatsprachenargument zumindest nicht durch ein (reales) Gegenbeispiel widerlegt werden wird.

Hat eine Veröffentlichung von Empfindungen stattgefunden, so muss aber, damit es sich auch in unserem Sinne um eine Sprache handelt, zusätzlich noch eine Praxis (des Sprechens darüber) etabliert werden. Das Verzerren des Gesichtes allein reicht dazu noch nicht aus - genausowenig wie es für unsere Rede über Sessel genügt, dass wir alle in der Lage sind sie wahrzunehmen. Als nächster Schritt bei der Erforschung des Konzepts einer Privatsprache soll versucht werden, ob sich eine Praxis für eine Privatsprache - eine *private Praxis* - etablieren lässt.

Was müsste eine solche Praxis leisten? Sie sollte die Möglichkeit beinhalten, sich einer richtigen Wortverwendung zu versichern, aber auch die Erkenntnis ermöglichen, falsch zu liegen. Der wichtige Punkt ist, dass man *sinnvollerweise* von richtig und falsch sprechen können sollte. Die Grammatik dieser beiden Worte darf nicht wie in diesem Satz verletzt sein: Der Schimmel ist zwar zu nichts zu gebrauchen, aber er macht zumindest zwei Sachen *richtig*: er ist weiß und ein Pferd.

Eine private Praxis wäre also etwas, das Korrektur ermöglicht, aber wie könnte ich mich selbst denn falsch verstehen?

Die Rede von „richtig“ und „falsch“ ist hier obsolet, wenn es nur darum geht, meinen eigenen Ansprüchen (in Bezug auf das, was ich richtig und falsch nennen möchte) gerecht zu werden. Und die Bewerkstelligung dieser Aufgabe ist - wenn es um Bedeutung geht - nicht leicht, sondern trivialerweise schon vollbracht.

In anderen Fällen von selbstgesteckten Zielen (*selbstgewählten* Maßstäben von geglückt und misslungen) ist es allerdings ungleich schwerer, ihnen gerecht zu werden - man denke etwa an eine Zielzeit beim Triathlon.²⁵

3.8 Der Tagebuchfall - die Empfindung „E“

Wittgenstein untersucht die Möglichkeit der Etablierung einer privaten Praxis anhand des Beispiels der Empfindung „E“. Ihm liegt die Idee zugrunde, dass man sich beim Erforschen seiner Empfindungen durch das Führen eines Protokolls behelfen kann.

Stellen wir uns diesen Fall vor. Ich²⁶ will über das Wiederkehren einer gewissen Empfindung ein Tagebuch führen. Dazu assoziiere ich sie mit

²⁵Siehe auch Abschnitt 3.12.

²⁶Die Tatsache, dass diese Stelle der *Philosophischen Untersuchungen* in der ersten Person gehalten ist, wird in der Sekundärliteratur (z.B. [Wrsl], [Cndlsh]) gerne betont. Ich hingegen halte das nicht für sehr wichtig, da - damit es einen Sinn hat hier von Sprache zu sprechen - für *jeden* nachvollziehbar sein müsste, *wie* der Tagebuchschreiber etwas meinen kann - wenn auch nicht *was*. Meine Position sehe ich durch Wittgensteins einleitenden Satz „Stellen wir [sic!] uns diesen Fall vor.“ (vgl. [PU] §258) gestützt.

dem Zeichen „E“ und schreibe in einem Kalender zu jedem Tag, an dem ich die Empfindung habe dieses Zeichen. [PU] §258.

Es ist nicht wichtig, dass dieses Zeichen im Kalender öffentlich zugänglich ist, weil ja die Bedeutung weiterhin privat ist. Hingegen muss betont werden, dass eine Art natürliche Äußerung, wie sie im Fall der Schmerzen vorhanden war, fehlt - diese fehlende Verbindung wollen wir ja gerade versuchen herzustellen. Und dafür ist die wiederholte Verwendung des Zeichens der entscheidende Punkt.

Was, wenn der Tagebuchschreiber wieder *glaubt*, er habe die Empfindung E? Wenn er daran zweifelt, das Zeichen diesmal in Übereinstimmung mit früher zu verwenden - wie könnte der Zweifel aufhören?²⁷

Im Allgemeinen kann man sagen, dass das Befragen einer unabhängigen Stelle zur Beseitigung von Zweifel dienen kann. Aber wo könnte man so eine unabhängige Quelle herbekommen? Sie darf nicht öffentlich sein (z.B. eine Schmerzäußerungen²⁸), sonst wäre es keine *private* Praxis mehr.

Der Tagebuchschreiber könnte versuchen, sich an die Verbindung des Zeichens „E“ mit der Empfindung, also den Gebrauch des Zeichens beim ersten Aufschreiben, zu erinnern. Aber würden wir dieses Erinnern als einen Appell an eine unabhängige Stelle, als eine Rechtfertigung gelten lassen?

*»Aber ich kann doch auch von einer Erinnerung an eine andre appellieren. Ich weiß (z.B.) nicht, ob ich mir die Abfahrzeit des Zuges richtig gemerkt habe und rufe mir zur Kontrolle das Bild der Seite des Fahrplans ins Gedächtnis. Haben wir hier nicht den gleichen Fall?«
- Nein; denn dieser Vorgang muß nun wirklich die richtige Erinnerung hervorrufen. Wäre das Vorstellungsbild des Fahrplans nicht selbst auf seine Richtigkeit zu prüfen, wie könnte es die Richtigkeit der ersten Erinnerung bestätigen? (Als kaufte Einer mehrere Exemplare der*

²⁷Vgl. Abschnitt 4.6.

²⁸Insbesondere ist hier auch nicht eine Empfindung gemeint, die sich durch bereits benannte beschreiben lässt - denn eine solche hätte sozusagen eine indirekte Äusserung. Es handelt sich also um eine „ganz neue“ Empfindung.

heutigen Morgenzeitung, um sich zu vergewissern, daß sie die Wahrheit schreibt.)

[PU] §265.

Es entsteht durch diesen Appell an das Bild des Fahrplans eine münchhausenartige Situation: man appelliert zwar schon an etwas *anderes*, aber dieses andere unterliegt dem gleichen Verdacht; Münchhausens Hand ergreift ja auch etwas, aber sein Kopf unterliegt (nach Konstruktion - also zwangsläufig) den gleichen Kräften und verschafft somit keine Abhilfe. Es handelt sich eben nicht um einen Apell an eine *unabhängige* Stelle²⁹ - nicht in dem Sinne unabhängig, wie wir das Wort verstehen.

Der Zweifel an der richtigen Verwendung hatte hier also keinen Sinn³⁰, weil es keine (private) Möglichkeit gibt, ihn aufhören zu lassen. Alles, was dem Schreiber als richtige (bzw. falsche) Verwendung schiene, hätte als richtige (bzw. falsche) zu gelten. Eine Praxis zu etablieren heißt, eine Praxis der Rechtfertigung zu etablieren - aber die beste „private Rechtfertigung“ ist dieses (als richtig) Scheinen; und das ist *uns* wohl nicht gut genug.³¹

Wenn die Verwendung diese „Wortes“ „E“ die Eigenheit hat, dass die zukünftige Verwendung nach seiner vermeintlichen Definition (Erstverwendung) völlig offen ist, welchen Grund haben wir dann, es als eines unserer Sprache zuzulassen? Keinen - also hätten wir es nicht in Verbindung mit dem unbescholtenen Wort „Empfindung“ bringen sollen. Es war von vornherein falsch davon zu sprechen, dass er einer *Empfindung* einen Namen geben wollte - denn Empfindungen sind gerade Dinge, über die wir *öffentlich* sprechen können.

²⁹So könnte man auch von vielen Artikeln in österreichischen Zeitungen sagen, dass sie zwar zwei verschiedene Dinge sind (weil sie z.B. in anderen Zeitungen erschienen sind und von verschiedenen Journalisten geschrieben wurden), aber ihr Inhalt durch das zweifache Auftreten auf keine Weise sicherer wird, da die jeweiligen Informationen in beiden Fällen ohne Zusatzrecherche einer Meldung der APA entnommen wurden.

³⁰Insbesondere spielt es hier keine Rolle, dass unser Gedächtnis - selbst das „öffentliche“ - fehlbar ist. (Vgl. auch [Rhs])

³¹Vgl. Abschnitt 3.14.

3.9 Verständnis, Deutung und Regelfolgen

Der Tagebuchschreiber hätte, so könnte man das Beispiel aus dem letzten Abschnitt reformulieren, versucht einer Regel zu folgen - nämlich jener der (richtigen) Anwendung des Zeichens „E“. Wenn wir sagen, er hätte es versucht - wie könnte man denn feststellen, ob es ihm gelang?

Normalerweise (also im öffentlichen Fall) kann man zumindest zwei Möglichkeiten unterscheiden: Einer hat die Regel verstanden und handelt deswegen ihr gemäß, oder aber es ist bloß zufällig eine Übereinstimmung zwischen unserer Erwartungshaltung und seinen Handlungen da. Man möchte meinen, dass es ein wichtiger Unterschied ist, ob er eine Regel verstanden hat oder ob es nur so wirkt, *als ob* er sie verstanden hätte. Hingegen: wie könnten wir den Unterschied erkennen? Hat es nach 42 richtigen Reaktionen noch Sinn, von einer zufälligen Übereinstimmung zu sprechen, selbst wenn die Probandin meint, sie kenne die Regel nicht?

Die Kunstrechner, die [wiederholt] zum richtigen Resultat gelangen, aber nicht sagen können, wie. Sollen wir sagen, sie rechnen nicht? (Eine Familie von Fällen.) [PU] §236.

Die entscheidende Frage ist also: wie beurteilen wir denn, dass Eine einer Regel gefolgt ist? Wann sagen wir „Ich glaub’, jetzt hat sie’s!“ und wann „Jetzt hat sie’s!“?

Nach einer gewissen (dem Beurteiler vermutlich selbst unbekanntem) Anzahl von richtigen Antworten wird er sagen: „Das kann kein Zufall mehr sein - sie hat’s verstanden.“ Und das sagt uns etwas über die Grammatik des Wortes „verstehen“ - nämlich, dass sie unabhängig von den Vorgängen in ihrem Inneren ist. Wir können zwar annehmen, dass „etwas“ in ihrem Inneren passiert - aber es fließt nicht in die Beurteilung mit ein.

Vergleiche dazu den privaten Fall: hier kann der Fall nicht eintreten, dass er die Regel zufällig befolgt. Was immer ihm als richtige Befolgung erschiene, hätte als diese zu gelten - weil die beurteilte und die beurteilende Instanz die gleichen sind. Und das zeigt schon: es war gar keine Regel da, gegen die er verstoßen konnte.

Es wäre sinnlos zu sagen, er hätte die private Regel nicht verstanden. Es ist hier ein wesentlicher Unterschied zu „etwas falsch verstehen“ vorhanden: es gibt gar kein richtig oder falsch. Es war gar nichts da, das man verstehen konnte. Es war Unsinn von einer Regel zu sprechen.

Erinnern wir uns daran, daß es gewisse Kriterien des Benehmens dafür gibt, daß Einer ein Wort nicht versteht: daß es ihm nichts sagt, er nichts damit anzufangen weiß. Und Kriterien dafür, daß er das Wort >zu verstehen glaubt<, eine Bedeutung mit ihm verbindet, aber nicht die richtige.

[PU] §269.

Aber die Anwendbarkeit der Worte „richtig“ und „falsch“ ist - zusammen mit dem Unabhängigkeit der Instanzen - verloren gegangen.

3.10 Etwas (anderes) meinen

Das Verstehen einer Regel und das, was man als „mit einem Satz etwas meinen“ bezeichnet, sind eng verwandt. Verstehen und Meinen haben allerdings entgegengesetzte Richtungen - die Frage, ob *er* etwas so oder anders meint, ist die gleiche wie jene, ob *ich* es so oder anders in seinem Sinne verstanden habe. Der Unterschied besteht in der Verteilung der Rollen von urteilender Instanz und Beurteiltem: im zweiten Fall beurteilt er, ob *meine* Handlungen seinen Erwartungen entsprechen; im ersten werden *seine* Handlungen durch mich beurteilt - etwa, ob er durch dieses oder jenes (nicht) zufrieden gestellt wurde. Die Rollen haben sich umgedreht, aber das Spiel ist das gleiche (quasi: Seitenwechsel).

Durch diese enge Verwandtschaft vererbt sich die eigenartige Natur der Regel auf das Meinen weiter:³²

Ist es richtig, wenn Einer sagt: »Als ich dir diese Regel gab, meinte ich, du solltest in diesem Falle....«? Auch wenn er, als er die Regel gab, an

³²Natürlich hätte man die Abstammung innerhalb der Familie auch gerade andersherum darstellen können.

diesen Fall gar nicht dachte? Freilich ist es richtig. »Es meinen« hieß eben nicht: daran denken. Die Frage ist nun aber: Wie haben wir zu beurteilen, ob Einer dies gemeint hat? [PU] §692.

Beim Geben von Anweisungen reicht es nicht aus, an eine bestimmte Deutung (ein bestimmtes Meinen) zu denken - sonst hätte es ja auch genügen müssen, bloß seine Aufmerksamkeit auf etwas zu richten oder den Finger in eine gewisse Richtung zu halten, um etwas zu Benennen. Man *erwartet* nach Anweisungen etwas. Diese Bewegung *in die Zukunft hinein* vergleicht Wittgenstein mit dem (auf etwas) Zugehen:

> Wenn wir meinen, so ist hier [keine tote Lautfolge], sondern es ist, als gingen wir auf jemand zu.< Wir gehen auf das Gemeinte zu. [PU] §455.

Und dieses Zugehen muss ein öffentliches sein - mein Urteil, ob verstanden wurde, was ich meinte, muss öffentlich zugänglich sein. Wie die Schmerzen an ihren Äußerungen hängen, so hängt das Meinen an seiner Veröffentlichung durch meine Äußerungen der (Un-)Zufriedenheit. Man könnte sagen, dass, ob ein Kind mit seinem Schreien den Unmut über den Hunger oder die vollen Windeln *meint*, erkennt man daran, wodurch es zufrieden gestellt wird. (Und kann es *gar nicht* zufrieden gestellt werden - so könnte man wohl auch nicht von „etwas meinen“ sprechen.)

3.11 Eine Sprache in der Sprache

Wollte ich eine Sprache in unserer Alltagssprache konstruieren, die aber die gleichen Wortlaute verwendet, so müsste ich damit rechnen, dass sie (öffentlich) nicht funktioniert, da mein (privates) Meinen öffentlich nicht wahrgenommen wird und daher keine Rolle spielen kann. Insbesondere kann man nicht privat etwas anderes meinen, als man öffentlich tut.

Wenn ich ab heute immer „Du“ statt „Sie“ sagen würde, mir aber privat vornehme: „Ich *meine* mit ‚Du‘ die Höflichkeitsform“ - ich würde andere trotzdem

irritieren.³³ Mein privates „Meinen“, solange es eben privat ist, spielt keine Rolle. Insofern hatte es keinen Sinn von „meinen“ zu sprechen - ich habe aus der Sicht der Irritierten die Worte „Du“ und „Sie“ einfach falsch verwendet (und würde folglich als unhöflich oder ungeschickt gelten).

Die Schwachstelle dieses Beispiels ist, dass man die Privatheit allzu leicht aufheben kann - nämlich dadurch, dass ich meine Absicht zur Verdrehung einfach veröffentliche. Das Beispiel des Käfers in der Schachtel (siehe Abschnitt 3.13) macht hier ähnliche „Probleme“.

3.12 Robinson Crusoe, das Manometer und die *community*

In den *Philosophischen Untersuchungen* gibt es ein Beispiel, in dem einer Person, die eine Empfindung hat, die Möglichkeit der Benennung zugestanden wird, obwohl keine weitere Person ins Spiel kommt. Man wird erklären müssen, warum es sich hier trotzdem nicht um eine Privatsprache handelt:³⁴

Ich mache folgende Erfahrung: Wenn immer ich eine bestimmte Empfindung habe, zeigt mir ein Manometer, daß mein Blutdruck steigt. So werde ich in den Stand gesetzt, ein Steigen meines Blutdrucks ohne Zuhilfenahme eines Apparats anzusagen. [PU] §270

Dieses Beispiel hat einige Gemeinsamkeiten, aber auch wesentliche Unterschiede zu jenem mit dem Tagebuch. Die Empfindung, von der die Rede ist, hat, wie die „Empfindung“ „E“, keine natürliche Äußerung und ist nicht mit einer schon benannten vergleichbar.³⁵ Weiters gibt es in beiden Beispielen keine Sprechergemeinschaft, die bei der Beurteilung, ob die Verwendung eines Namens gerechtfertigt

³³Das gilt zumindest für Leute, die noch nicht über meine kleine Verdrehung Bescheid wissen.

³⁴Nachdem die Möglichkeit der Benennung zugestanden wurde handelt es sich um eine Sprache - es wird also gezeigt werden müssen, dass sie *nicht privat* ist.

³⁵Ich verwende das Beispiel hier anders als Wittgenstein.

war, eingreifen kann. Aber das hiesige Manometerbeispiel zeigt, dass man diese auch nicht braucht - sofern andere Voraussetzungen erfüllt sind. Man braucht vielmehr bloß *irgendetwas*, das einem beim Entscheid, ob man einer Regel gefolgt ist oder nicht hilft - solange es *unabhängig* ist. Diese Unabhängigkeit, die wir technischen Messgeräten ja zubilligen, reicht aber alleine nicht aus. Die Geräte (die zweite befragte Stelle) müssen auch verlässlich sein. Ein Manometer, das stets beliebige Werte anzeigt (kaputt ist), wäre nicht hilfreich.

*[W]as wir »messen« nennen, ist auch durch eine gewisse Konstanz der
Messungsergebnisse bestimmt.*

[PU] §242.

Genauso könnten wir, wenn wir auf Schläge in den Bauch manchmal mit Ärger und manchmal mit Freude reagierten, nicht sagen, dass ein solcher Schlag Schmerzen zufügt.

Neben dieser Verlässlichkeit ist die andere wichtige Eigenschaft der Messgeräte, dass sie den öffentlich wahrnehmbaren Zusammenhang - und somit die *potentielle* Kontrolle durch andere verbürgen. Sie ermöglichen die Kontrolle *auf einem anderen Weg* - auch wenn man alleine auf der Welt ist.

Stellt man sich also Robinson Crusoe auf der Insel³⁶ mit einem (funktionierenden) Manometer vor, und setzt weiters voraus, dass er den Umgang mit Messgeräten schon vor seiner Strandung (im Kontakt mit anderen Menschen) gelernt hat³⁷, so kann man ihm die Benennung der Empfindung zugestehen.

In welchem Ausmaß diese letzte Voraussetzung nötig ist, ist der Gegenstand der Diskussion zum so genannten *community view*.³⁸

³⁶Ich meine hier eine Figur, die näher an der aus Daniel Dafoes Roman ist, als jene, die üblicherweise in der Literatur über die Möglichkeit von Privatsprachen auftaucht (vgl. z.B. [r], [Rhs]). Der Unterschied liegt darin, dass Robinson Crusoe im hiesigen Fall schon eine Sprache beherrscht.

³⁷Es wäre, hätte Robinson Crusoe keine Praxis des Messens (im einem weiteren Sinn also eine Sprache) gelernt, auch nicht sinnvoll (in unserem Sinne) von einem Messgerät zu sprechen.

³⁸Analog zu Wittgensteins Interlokutor gilt für Freitag: damit er eine „echte“ Erweiterung der Sprechergemeinschaft ist, muss er „einer von uns“, also normal sein. Wäre er verrückt, so säße

3.13 Käfer in der Schachtel

Ein dritter Zugang zum Thema der Privatsprache - und spätestens hier löst sich die Zwei- bzw. Einteilung der Behandlung auf - ist jenes vom Käfer in der Schachtel.³⁹

Im Unterschied zu den Untersuchungen zu unserer (tatsächlichen) Rede über Schmerzen und dem (vorerst) durchführbar scheinenden „Empfindungs“-Tagebuch ist Wittgensteins Käfer ein *offensichtlich konstruiertes* Beispiel. Hier die Konstruktion:

Angenommen, es hätte Jeder eine Schachtel, darin wäre etwas, was wir „Käfer“ nennen. Niemand kann je in die Schachtel des Andern schauen; und Jeder sagt, er wisse nur vom Anblick seines Käfers, was ein Käfer ist.

[PU] §293.

Beispiele dieser Art haben den Vorteil, dass man hier Einzelaspekte besser voneinander trennen kann. Die „Abgrenzung der zwei Welten“ (der privaten und der öffentlichen) wird hier einfach mit der Bemerkung, dass man nicht in die Schachtel eines Anderen schauen darf, *gesetzt*. Die Schwierigkeiten, die bei anderen Beispielen dadurch entstehen, dass man immer wieder mit Einwänden ähnlich dem, dass wir doch tatsächlich über Schmerzen sprechen können, konfrontiert ist, werden hier einfach *per constructionem* umgangen.⁴⁰

Wir (die Philosophen, Konstrukteure, Außenstehenden) befinden uns hier tatsächlich in der Situation, über beide Welten reden zu können.⁴¹ Diesen (wesentlichen) Aspekt der Konstruktion ausnutzend, kann man aus *unserer* Position über den Käfer und über die Interaktion der Schachtelhalter sprechen:

Robinson Crusoe, was das Sprechen angeht, weiterhin alleine auf der Insel.

³⁹Das Beispiel vom Käfer in der Schachtel wird in den drei Darstellungen [Wrsl], [Fgln] und [Knn] ausgelassen.

⁴⁰Natürlich ersetzen solche Konstrukte die alltagsnahen Beispiele nicht vollständig.

⁴¹Wittgenstein setzt das Wort „Käfer“ unter Anführungszeichen, was bereits darauf hindeutet, dass er „ihn“ nicht als tatsächlichen Käfer verstanden wissen will. Es könnte allerdings auch einfach darauf zurückzuführen sein, dass es hier um den *Wortlaut* „Käfer“ geht.

Da könnte es ja sein, daß Jeder ein anderes Ding in seiner Schachtel hätte. Ja, man könnte sich vorstellen, daß sich ein solches Ding fortwährend veränderte. [PU] §293.

Hier muss dazugesagt werden, dass die Begriffe „anderes“, „sich verändern“, ja sogar „Ding“ *unsere* Worte zur Beschreibung sind. Den Schachtelhaltern muss es verboten (i.e. unmöglich) sein, den Inhalt der Schachtel mit Dingen außerhalb zu vergleichen.

Das Wort „Käfer“ bedeutet für sie nichts anderes als „der Inhalt der Schachtel“, weil ja für die Öffentlichkeit, also die Schachtelhaltergemeinschaft, offen bleiben muss, welche Eigenschaften (Form, Farbe etc.) er hat. Man dürfte z.B. nicht Sätze von der Art „Der Käfer ist grün“ sagen - sonst könnte man ja auch Veränderungen in der Farbe des Käfers feststellen.

So können es die Schachtelbesitzer gar nicht merken, dass sich der Käfer verändert oder gar verschwindet. Der Satz „In der Schachtel ist ein Käfer“ wird weiterhin wahr bleiben - und das trivialerweise! Der Satz gehört zur *Grammatik* des Wortes „Käfer“. Der Satz „Ich weiss, dass da ein Käfer in der Schachtel ist“ sollte den Bewohnern der Käfer-Schachtel-Welt dann eigenartig vorkommen⁴² - etwa so wie uns der Satz „Ich weiss, dass ein Meterstab einen Meter lang ist“. Eigenartig deshalb, weil es eigentlich unnötig ist, das zu sagen⁴³ - sonst wären die jeweiligen Dinge ja gerade kein Käfer, keine Schachtel oder kein Meterstab.

Das Ding in der Schachtel gehört überhaupt nicht zum Sprachspiel; auch nicht einmal als ein Etwas: denn die Schachtel könnte auch leer sein. - Nein, durch dieses Ding in der Schachtel kann >gekürzt werden<; es hebt sich weg, was immer es ist. [PU] §293.

Ebensowenig ist der Käfer in diesem Beispiel (für die Schachtelhalter) ein Gegenstand, wie wir im Tagebuchfall „E“ als Zeichen für eine Empfindung gelten lassen

⁴²Anders als in unserer Alltagssprache, wo er z.B. durch den Zusatz „Ich habe nachgeschaut“ auf einmal ganz normal ist.

⁴³Wenn die Worte schon bekannt sind. Also nicht bei Erklärungen etc.

wollten.⁴⁴

Das heißt: Wenn man die Grammatik des Ausdrucks der Empfindung nach dem Muster von >Gegenstand und Bezeichnung< konstruiert, dann fällt der Gegenstand als irrelevant aus der Betrachtung heraus. [PU] §293.

Der wegfallende Gegenstand entspricht genau dem „privaten Anteil“ der Empfindung - er fällt einfach aus der Sprache heraus.⁴⁵

3.14 Es ist zum Verrücktwerden!

In diesem letzten Abschnitt dieses Kapitels soll gezeigt werden, wie - trotz aller bisherigen Ergebnisse - doch noch eine Privatsprache durchgesetzt werden kann.

Wie? Gegen jede Vernunft - also mit Gewalt: man wird die Verwendung von „privat“ oder von „sprechen“ ändern müssen - und das kann zu einem Resultat führen, das manchen nicht mehr „normal“ oder „natürlich“ vorkommt.

Hier an der Verwendung des Wortes „privat“ herumzuschrauben, wäre eindeutig die langweiligere der beiden Optionen - immerhin wurde sie ja schon zu Beginn dieses Kapitels eingeschränkt und für unsere Zwecke angepasst. Die Vorgehensweise wird daher sein, den Sprachbegriff zu dehnen.

Vorweg sei noch gesagt, dass die Entscheidung, ob das nun folgende Dehnen ein Überdehnen darstellt, alleine bei der Leserin liegt. Die Aufgabe, die ich mit diesem Text zu erfüllen behaupte, ist, die Punkte, die zu einer solchen Entscheidung beachtet werden sollten, gut genug herauszuarbeiten. Sie ist also von dieser Form: es soll hier nicht entschieden werden, ob eine Latsche⁴⁶ ein Baum ist oder nicht, sondern es soll gezeigt werden, worin denn die Unterschiede zu einem Gewächs, das

⁴⁴Dass sich die Teile im hiesigen Bild so gut in alltagsnahe Betrachtungen übertragen lassen zeigt, dass die Konstruktion gut gelungen ist.

⁴⁵Insbesondere besteht dadurch auch keine Notwendigkeit bzw. Möglichkeit zu sagen, dass es diesen Anteil *gar nicht* gibt.

⁴⁶Auch Legföhre oder Krüppelkiefer: ein in alpinen Gegenden strauchartig wachsendes Nadelgehölz.

(einwandfrei) als Baum gilt, liegen. So ein Unterschied könnte beispielsweise das Vorhandensein eines klar erkennbaren, mehr oder weniger vertikalen Stammes sein. Ob das aber ein *gravierender* Unterschied ist, diese Frage bleibt hier offen.⁴⁷

Ich werde hier also einen Gebrauch für das Wort „Privatsprache“ *erfinden*, ihm einen Sinn *geben*.

Wie eine Privatsprache aussieht

In den bisherigen Erörterungen ging es immer wieder darum, dass es für Sprache auch eine vom bloßen Glauben des Sprechers (z.B. ein Wort richtig verwendet zu haben) *unabhängige* Instanz zur Beurteilung gibt:

[Eine] Rechtfertigung besteht doch darin, daß man an eine unabhängige Stelle appelliert. [PU] §265.

Aber das Wort „unabhängig“ ist doch ein Wort *unserer* Sprache! Das Problem war, dass der Benutzer einer Privatsprache immer von sich selbst abhängig bleibt. Will er sich gewissermaßen selbst befreien, so hätte er zwei Möglichkeiten⁴⁸: einerseits könnte er die Unabhängigkeit als Kriterium der Rechtfertigung abschaffen und andererseits könnte er eine neue, private Verwendung von „unabhängig“ erfinden (wodurch er natürlich auch die „ursprüngliche“ Unabhängigkeit als Kriterium abschafft). Aber was für eine Art der Verwendung wäre das denn? Eine vogelfreie! Das wäre doch Blödsinn! - Ja, schon. Aber es geht! Beispielsweise könnte einer dies tun und übersehen, dass er sich dadurch von unserem Gebrauch des Wortes entfernt hat.

So könnten wir ab jetzt also „Er spricht eine Privatsprache“ als gleichbedeutend mit „Er macht (akustischen) Blödsinn (und weiß nicht, dass es Blödsinn ist)“ verstehen - und hätten so dem Wort „Privatsprache“ eine Verwendung gegeben.

⁴⁷Wie diese Entscheidung ausfällt hängt wahrscheinlich vom *Zweck* der Unterscheidung ab. Vgl. dazu auch Wittgensteins Betrachtungen über die Zusammengesetztheit in [PU] §§45-48.

⁴⁸Er würde also eine (private) Sprache in unserer Alltagssprache erfinden. Vgl. Abschnitt 3.11.

Sprache?

Aber war das sehr geschickt? Wenn es doch nur Blödsinn ist, wieso deutet dieses neue Wort dafür dann an, dass er etwas damit *meinen* könnte? Denn etwas zu meinen gehört doch auch zum Sprechen.

Wenn Einer darauf beharrt, die Worte „hungrig“ und „Viereck“ in unserem Sinne zu verstehen, und trotzdem ernsthaft behauptet, dass ein bestimmtes Viereck hungrig sei - wir würden nicht sagen, er könne (in unserem Sinne) etwas damit *meinen*, es sei Blödsinn.

Wenn er aber auf diesen Einwand, dies immer wieder zu erklären sucht, es aber nicht schafft, weil wir immer wieder darauf hinweisen müssen, dass er die Worte „hungrig“ und „Viereck“ nicht verstanden hat, und frustriert ist, so kämen wir weiter zu dem Schluss er hätte das Wort „verstehen“ und „meinen“ nicht (in unserem Sinne) verstanden usw. Aber seine (so genannten) Erklärungsversuche und sein Frust zeigten uns, dass er zumindest *glaube* etwas zu meinen und zu verstehen.

Den Fehler kann man auch anders beschreiben: Er war sich der Privatheit nicht bewusst - er *wusste nicht*, dass er Blödsinn macht. Er hat nicht beachtet, dass die öffentliche und seine private Welt voneinander zu trennen sind. Das, was wir normalerweise „Sprache“, „verstehen“, „meinen“ usw. nennen, gehört eindeutig *nur der öffentlichen* Welt an. Zwischen diesen beiden kann nicht vermittelt werden - und wer das konsequent ignoriert, ist wohl verrückt.

Der wichtige Punkt für die Entscheidung, ob eine so aufgefasste Privatsprache noch eine Sprache ist, ist, sich festzulegen, ob es ausreicht, dass einer bloß *glaubt*, etwas mit seinen Äußerungen zu meinen. Sollte dies reichen, so kann es also (recht frustrierte⁴⁹) Benützer von Privatsprachen geben.

⁴⁹Voraussetzung dafür ist, dass der Erfinder der Privatsprache versteht, dass wir ihm etwas nicht zugestehen. Insofern spricht er - wie schon angedeutet - eine Sprache in der Sprache.

Wittgenstein?

Wir haben den Sprachbegriff jetzt schon recht weit gedehnt und den (öffentlich) offenkundigen Blödsinn, bei dessen Äußerung nichts mehr gemeint wird, als Sprache zugelassen - und das „motiviert“ durch einen philosophischen Begriff. Das dies wohl nicht im Sinne Wittgensteins war, zeigt folgendes Zitat:⁵⁰

Die Philosophie darf den tatsächlichen Gebrauch der Sprache in keiner Weise antasten, sie kann ihn am Ende also nur beschreiben. [PU] §124.

Er hätte wohl eine genauere Untersuchung von offensichtlicher Verrücktheit nicht mitgemacht, wäre ihr nicht sehr ins Detail nachgegangen. Die Unternehmung dieses Abschnitts ist jedoch nicht meilenweit von Wittgensteins eigenen Bewegungen entfernt - immerhin bringt er manchmal ähnliche Beispiele:

»Wie wäre es, wenn die Menschen ihre Schmerzen nicht äußerten (nicht stöhnten, das Gesicht nicht verzögen, etc.)? Dann könnte man einem Kind nicht den Gebrauch des Wortes >Zahnschmerzen< beibringen.« - Nun, nehmen wir an, das Kind sei ein Genie und erfinde selbst einen Namen für die Empfindung! - Aber nun könnte es sich freilich mit diesem Wort nicht verständlich machen. - Also versteht es den Namen, kann aber seine Bedeutung niemand erklären? [PU] §257.

Er führt Beispiele dieser Art in seinen Texten aber nicht länger aus. Er bleibt bei der - manchmal nur impliziten - Feststellung, dass das in unserem Sinne kein Verstehen sein kann, stehen - und erforscht bzw. erfindet keine neuen Bedeutungen. Insofern ist das Projekt dieses Abschnitts, wie ich annehme, zwar nicht *im Sinne* Wittgensteins, aber doch mit seiner Philosophie verträglich.

Das gesagt habend kann man die neu geschaffenen Privatsprachen noch etwas weiter erforschen bzw. mit der Dehnung des Sprachbegriffes fortfahren.

⁵⁰Zu Wittgenstein und Revisionismus siehe [Wrght] und die daran anschließende Diskussion.

Aber es ist so schön!

Aber müssen die Benutzer der Privatsprache sich denn durch ihre wiederholte Behauptung, etwas mit ihren Äußerungen zu meinen, unglücklich machen? Was, wenn sie einfach damit aufhörten, die Entkopplung von privater und öffentlicher Welt akzeptierten, und fröhlich Dinge in ihrem privaten Sinne benennen würden, Theoreme aufstellten und sie bewiesen - weil sie sich nun auch eigene Begriffe des Meinens, des Verstehens, des Folgerns usw. gemacht haben? Schließlich sind sie nur sich selbst verantwortlich.

Warum sollte man so etwas tun? Nun, es könnte zur Unterhaltung beitragen, es könnte sich gut und richtig anfühlen. Von so Einem könnte man dann etwa sagen „Er hört sich halt gern“. Und sollten wir in dem Fall noch sagen „Er hört sich halt gern *sprechen*“? - wenn er doch nicht einmal selbst behauptet, *in unserem Sinne von Sprache* zu sprechen.

Eine solche Privatsprache wäre also zum reinen Vergnügen - also vielleicht eher „Spiel“ als „Sprache“ zu nennen - vollkommen losgelöst von dem, was wir „ernste Anwendung“ nennen würden.

Wir drehen, gleichsam, an einem Knopf, der aussah, als könnte man mit ihm etwas an der Maschine einstellen; aber er war ein bloßes Zierat, mit dem Mechanismus garnicht verbunden.

[PU] §270

Haben wir nun eingesehen, dass keine Verbindung zur „eigentlichen“ Maschine vorhanden ist, so könnten wir einfach beginnen, diesen Knopf als eigene Maschine zu sehen⁵¹ - und wir hätten keine Probleme mehr - wir wüssten wieder, was wir in welcher Welt tun und sagen dürfen - und was nicht.

Man könnte auch von einer Tätigkeit der Butter reden, wenn sie im Preise steigt; und wenn dadurch keine Probleme erzeugt werden, so ist es harmlos.

[PU] §693.

⁵¹Z.B. ein Kind kann sehr glücklich sein, dass es gerade eine solche „Maschine“ „bedient“.

Und vielleicht sollten wir - um den Unterschied noch zu betonen - sogar quasi mit der Projektidee der Erfindung einer *Privatsprache* brechen und sein Verhalten „Privatgrunz“ nennen.

Private Öffentlichkeit?

Hier kann man sich nun die Frage stellen, ob wir nicht öffentlich - also in unserer tatsächlichen Sprechergemeinschaft - genau das gleiche wie einer dieser verrückten Privatsprachler tun.⁵² Wir haben unsere Begriffe des Meinens, der Unabhängigkeit, der Sprache usw. - gerade so wie der Privatsprachler seine eigenen hat.⁵³ Bloß, dass seine Sprechergemeinschaft nur aus einem einzigen Sprecher besteht - aber dieser Unterschied ist der entscheidende! Und so muss die Antwort auf die Frage wohl lauten, dass es keine gültige Verwendung unseres Begriffes von Verrücktheit wäre, wenn wir uns alle (wegen unserer Mitgliedschaft in unserer Sprechergemeinschaft) für *prinzipiell* verrückt erklärten. Denn sonst könnte man wohl nur sagen:

We're just as crazy - but we are MORE!

Conclusio:

Will man die hier entworfenen Privatsprachen noch unter Sprachen einreihen, so muss man den Sprachbegriff weit ausdehnen.

Privatsprachler sind verrückt[er als wir].

Grunzen ist schön.

⁵²Vgl. z.B. auch [Blckbrn] und [Bn].

⁵³Vgl. auch [Bkr] und [Ksch] für weitere Sichtweisen.

Kapitel 4

Ein Korb voll Äpfel: Ähnliche Formen, andere Erscheinungsorte

Bis jetzt wurden in dieser Arbeit von Wittgensteins Texten nur die *Philosophischen Untersuchungen* verwendet. Diese Ausgrenzung seiner anderen Schriften war jedoch eher organisatorisch bedingt und stur, als inhaltlich notwendig. In diesem Kapitel wird diese Einschränkung überwunden - der reiche Fundus seines übrigen Spätwerkes wird miteingebunden und (sehr) frei nach Berührungspunkten zum Privatsprachenargument durchsucht.

Dieses Spätwerk besteht im Fall Wittgensteins jedoch nicht einfach aus weiteren (vom Autor so beabsichtigten) Büchern - ja es beinhaltet in einem gewissen Sinne nicht ein einziges. Aus diesem Grund wird zuerst noch eine kurze Übersicht über editorische Schwierigkeiten bzw. Entscheidungen im Zusammenhang mit Wittgensteins Spätwerk gegeben.

4.1 Editorisches - Der Konsens der Herausgeber

Philosophische Untersuchungen

Die Zusammenstellung von Texten Wittgensteins, die - abgesehen vom *Tractatus* - einem Buch, das auch vom Autor so vorgesehen war, noch am nächsten kommt sind die *Philosophischen Untersuchungen*. Ein großer Teil des heute unter diesem Titel gehandelten Buches¹ - die ersten 693 Paragraphen - stand 1946 schon in ähnlicher Form kurz vor der Veröffentlichung. Wittgenstein zog die Freigabe allerdings noch kurz vor der tatsächlichen Veröffentlichung zurück, um sein Buchprojekt weiter bearbeiten zu können. Der zweite Teil des heutigen Buches besteht aus Bemerkungen Wittgensteins, die in den Jahren 1946 bis 1949 entstanden, und wurde durch die Nachlassverwalter hinzugefügt.²

Nach und neben den *Philosophischen Untersuchungen*

Das heute unter dem Titel „Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik“ bekannte Buch [BGM] beinhaltet Schriften Wittgensteins aus den Jahren 1937 bis 1944. Es entspricht - neben den *Philosophischen Untersuchungen* - noch am ehesten einem von ihm so geplanten Buch. Es entstand zum Großteil parallel zu den *Philosophischen Untersuchungen*.³

Die editorischen Schwierigkeiten zeigen sich bei den Schriften, die nach Wittgensteins Arbeit am ersten Teil der *Philosophischen Untersuchungen* entstanden (also ca. ab 1946), in vollem Umfang. Teile daraus sind heute als die „Bemerkungen über die Farben“, „Über Gewissheit“ und „Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie“ erschienen.

Diese teilweise (zeitlich) weit verstreuten Bemerkungen wurden von den Nachlassverwaltern nach thematischen Gesichtspunkten zusammengestellt. So geht es in

¹Gemeint ist die Ausgabe des Verlages Suhrkamp [PU].

²Vgl. [Bltzk] 3.2 und 3.8.

³Vgl. [Glck] p.23.

Über *Gewissheit* um Fragen, die klassischerweise der Erkenntnistheorie zugerechnet werden. In den „Bemerkungen über die Farben“ wird - wie der Titel schon vermuten lässt - unsere Rede über Farben untersucht und die „Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie“ enthalten Betrachtungen zum Begriff des Geistes. Sind die *Philosophischen Untersuchungen* noch eher destruktiv gehalten und von der Zurückweisung gewisser Bilder oder Theorien geprägt⁴, so könnte man Wittgensteins spätere Schriften als positiver bezeichnen.⁵

4.2 Familientreffen

Die Behandlung der Idee einer Privatsprache ist, wie in Kapitel 3 ersichtlich wurde, sehr vielseitig. George Pitcher spricht daher auch von einer „*battery of arguments*“⁶. Genauso wie die Einzelteile einer Batterie, so können auch die Teile des Privatsprachenarguments an anderen Stellen zu ganz anderen Zwecken eingesetzt werden - und man kann also wenn man will von den gleichen Argumenten, oder anderen (aber verwandten) sprechen. Das Wiederauftauchen ähnlicher Denkweisen an anderen Orten soll hier beleuchtet werden - begleitet durch kurze Kommentare zur Art der Verwandtschaft.

Es handelt sich ausdrücklich nicht um den Versuch einer Genealogie des Privatsprachenarguments. Es soll nicht gezeigt werden, wer von wem abstammt, sondern es geht eher darum, aufzuzeigen, wo ähnliche Vertreter in der Familie der Wittgensteinschen Texte zu finden sind.

Es ist weiters nicht das Ziel das ganze Netz zu erforschen, also ein Teilargument abzugrenzen (sofern das überhaupt möglich wäre) und *alle* Orte, an denen es auftritt zu finden. Vielmehr werden ein paar Zweigstellen oder Kreuzungen beleuchtet - und so die Verbindung zu anderen philosophischen Disziplinen (Philosophie der Mathematik, Philosophie des Geistes, Erkenntnistheorie etc.) angedeutet.⁷

⁴Z.B. Privatsprachen oder das Augustinische Sprachbild.

⁵Vgl. [Bltzk] 3.8.

⁶Vgl. [PtchrEd] p.vii.

⁷In Kapitel 3 wurde bereits offensichtlich, dass sich die Denkweise in den *Philosophischen*

4.3 *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*

Sätze der Mathematik, insbesondere das Rechnen, könnten - ebenso wie das Wissen über unsere eigenen Empfindungen - als Beispiel dafür dienen, dass es Dinge gibt, bei denen eine unmittelbare Vertrautheit bereits für die richtige Anwendung ausreicht. - Wenn man eins und eins zusammenzählt, so kommt zwei heraus. Das ist doch *offensichtlich* - dazu braucht man doch nicht die Bestätigung durch andere.

Einer Privatsprache entspricht im Falle der Mathematik das Rechnen, sofern es losgelöst von einer Gemeinschaft von Rechnenden geschieht - also z.B. wenn einer es tut, der noch keinen Unterricht im Rechnen genossen hat.

Aber könnten wir uns nicht denken, daß jemand ohne jede Abrichtung sich beim Anblick einer Rechenaufgabe in dem Seelenzustand befindet, der normalerweise nur das Resultat von Abrichtung und Übung ist? [...] Aber wenn er nun im Zustand jener Gewißheit wäre und falsch multipliziert? Was soll er selbst nun sagen? [...] [D]aß er rechnen kann zeigt er nicht nur den Anderen, sondern auch sich selbst dadurch, daß er richtig rechnet.

[BGM] Teil VI §33, p.335.

Dieser innere Zustand seiner Gewissheit spielt also keine Rolle; ja er war sogar irreführend. Der Rechner selbst dürfte sich, um festzustellen, ob er rechnen kann, nicht auf seine Gewissheit, sondern auf das öffentliche Urteil verlassen. Er muss also mit den anderen in seinen Ergebnissen übereinstimmen. Entschließt er sich aber nur mehr auf sein Gefühl der Gewissheit zu vertrauen, so hört sich hier (unsere) Rede von „richtig oder falsch Rechnen“ auf. Will er nicht aus unserem Sprachspiel fallen, so wird er sich der öffentlichen Beurteilung seiner Rechenergebnisse stellen müssen.

Untersuchungen ausbreitet und nicht auf die „üblichen“ Teile (§243 ff.) beschränkt ist. Insofern halte ich auch Einteilungen von der Art wie sie von Saul Kripke in [Krpk] erkennbar sind (etwa, dass das Privatsprachenargument als Korollar zur Behandlung des Regelfolgeparadoxons zu sehen ist) für nicht sinnvoll.

An einer ähnlichen Stelle lässt sich beobachten, dass Wittgenstein (hier nur sehr verkürzt) das Rechnen auf das Befolgen einer Regel zurückführt - wie auch das (richtige) Anwenden einer Bezeichnung.⁸ Man findet sogar den Vergleich mit der leeren Handlung der Selbstschenkung wieder:⁹

*Könnte es Arithmetik ohne Übereinstimmung der Rechnenden geben?
Könnte ein Mensch allein rechnen? Könnte einer allein einer Regel
folgen? Sind diese Fragen etwa ähnlich der: »Kann Einer allein Handel
treiben?«*

[BGM] Teil VI §45, p.348-9.

4.4 *Bemerkungen über die Farben*

Bei Überlegungen zu dem so genannt Inneren war meist von „körperbezogenen Gefühlen“ wie Schmerzen oder Jucken die Rede. Ähnliche Überlegungen lassen sich aber auch für so „harmlose“ Dinge wie Farben (bzw. Farbempfindungen) anstellen.

*Die Farbbegriffe sind ähnlich zu behandeln wie die Begriffe der
Sinnesempfindungen.*

[BF] Teil II, §72, p.55

Ein Unterschied zwischen den beiden ist aber feststellbar: Schmerzen erfahren über Schmerzäußerungen gewissermaßen ihre Veröffentlichung - und somit entsteht erst die Möglichkeit über sie zu sprechen. Bei Farben hingegen ist diese öffentliche Zugänglichkeit bereits dadurch gegeben, dass sie Eigenschaften von Gegenständen sind. Wie es bei Schmerzen keine Rolle spielt „wie sie sich *wirklich* anfühlen“, solange sie sich auf die gleiche Weise äußern, so ist bei Farben entsprechend die Frage sinnlos, ob eine „tatsächlich die *gleiche* Farbe sieht“, solange sie die gleichen Gegenstände mit den gleichen Farbworten bezeichnet. Die Art und Weise der Privatisierung ist sozusagen egal:

⁸Vgl. Abschnitt 3.9.

⁹Vgl. Abschnitt 3.5.

Wir reden von »Farbenblindheit« und nennen es einen Defekt. Aber es könnte leicht mehrere verschiedene Anlagen geben, von denen keine gegen die andere offenbar minderwertig ist. [BF] Teil II, §31, p.47

Man könnte sich etwa vorstellen, dass die Farbzäpfchen bei verschiedenen Menschen verschieden angeschlossen sind o.ä. Wie sollten wir dann Aussagen von der Art verstehen, dass einer *mein* rot als *mein* grün sieht. Solange er bei Ampeln das oberste Licht als rot und das unterste als grün (usw.) bezeichnet, wird er nicht auf Widerspruch stoßen und somit gäbe es auch keine Möglichkeit herauszufinden, dass „er etwas anderes sieht“ (wodurch es auch sinnlos wird, zu sagen, dass es so sei).

Anders oder gleich? Darüber entscheidet letztlich der öffentliche Gebrauch - und dafür ist egal, was „wirklich“ im Inneren passiert.

4.5 *Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie*

Die, was ihren „Inhalt“ betrifft, absolute Abgeschlossenheit einer Privatsprache verbannt sie sozusagen in unseren Geist - sie wird *gedacht*. Hinter Wittgensteins Idee zu einer Privatsprache steckt wohl auch die Vorstellung des Denkens als eine Art „Reden mit sich selbst“.¹⁰ Die Behauptung der Möglichkeit einer solchen Aktivität überlässt er aber auch an dieser Stelle - wie schon in den *Philosophischen Untersuchungen* - seinem Interlokutor:

„Dem Menschen ist es gegeben in voller Abgeschlossenheit mit sich selbst zu reden; in einer Absonderung, die weit vollkommener ist, als die eines Einsiedlers.“ Wie weiß ich, daß dem N. dies gegeben ist? [...]
Und doch sagen wir: „Ich wüßte gerne, was er jetzt bei sich denkt“;
ganz so, wie wir sagen könnten: „Ich wüßte gerne, was er jetzt in sein Notizbuch schreibt.“ [BP] Band I, §577, p.114.

¹⁰Dies ist im Gegensatz zu meinem Entwurf aus Abschnitt 3.14 zu verstehen.

Und so können wir auch folgenden Wunsch verstehen:

„Ich möchte wissen, worauf er sinnt!“ Aber nun stell dir diese - scheinbar irrelevante - Frage: „Was ist daran überhaupt Interessantes, was 'in ihm', in seinem Geiste, vorgeht - angenommen, daß etwas vorgeht?“ (Hol's der Teufel, was in ihm vorgeht!) [BP] Band I, §579, p.114.

Und hat es dann der Teufel geholt, er aber sein öffentlich wahrnehmbares Verhalten (Schmerzverhalten, Farbbezeichnungen, Antworten auf ihm gestellte Rechenaufgaben etc.) nicht geändert - so hat es wohl vorher für sein öffentliches Verhalten *auch* keine Rolle gespielt. Es war nicht interessant.

Und so verabschiedet Wittgenstein die Behauptung seines Interlokutors:

Der Vergleich des Denkens mit einem Vorgang in der Verborgenheit ist, in der Philosophie, irreführend.¹¹
So irreführend etwa, wie der Vergleich des Suchens nach dem treffenden Ausdruck mit den Bemühungen dessen, der eine nur ihm sichtbare Linie genau nachzeichnen will. [BP] Band I, §580, p.114.

Diese private Linie, könnte man sagen, entspricht hier den privaten Vorgaben, denen die Benutzer einer Privatsprache in Abschnitt 3.14 gerecht werden wollen. Gerade so, wie wir nicht sagen können, dass so ein Privatzeichner Erfolg hatte, so könnten wir auch seine Unzufriedenheit mit dem Ergebnis nicht verstehen.

4.6 *Über Gewissheit*

Nachdem es in *Über Gewissheit* um erkenntnistheoretische Fragen geht, also das Urteilen über Dinge im Mittelpunkt steht, wird auch das falsche Urteil - also das Irren - untersucht. Aus ähnlichen Gründen, wie einer, der glaubt einer privaten Regel zu folgen, nach öffentlichen Kriterien gar keine Regel, die man befolgen könnte, hat,

¹¹Wohlgemerkt: in der Philosophie! Es gibt schon Alltagssituationen, in denen das in Ordnung geht.

kann auch ein Mensch, der unser Urteilssystem als gesamtes ablehnt, nicht „auf gewöhnliche Weise“ irren.¹²

Damit der Mensch sich irre, muss er schon mit der Menschheit konform urteilen. [ÜG] §156.

Eine komplexere Situation entsteht, wenn einer, dem vorgeworfen wird er hätte sich geirrt, versucht sich zu rechtfertigen - und somit implizit unser Urteilssystem annimmt. In einer solchen Diskussion gäbe es aber trotzdem gewisse Sätze, die nicht angezweifelt werden.

Es gibt freilich Rechtfertigungen; aber das Rechtfertigen hat ein Ende. [ÜG] §192.

Und im privaten - genauer: im vogelfreien - Fall ist jeder Satz schon seine eigene Rechtfertigung. Das Begründen kann also gar nicht recht anfangen und so kann er einfach alles rechtfertigen - in unserem Sinne richtiges, aber auch offensichtlich falsches. Er kann also Dinge rechtfertigen, die gar nicht zu rechtfertigen sind. Oder aber umgekehrt: er kann gar nichts rechtfertigen, da ihm alles noch einer weiteren Rechtfertigung zu bedürfen scheint. Der Witz an der Sprache war aber gerade, dass es einen gewissen Grad an Rechtfertigung gibt.

Soweit zur „Menge“ der Rechtfertigungen; ähnliches erleidet aber auch einer, dessen Art der Begründung zu stark von unserer abweicht:

Wenn Moore das Gegenteil von jenen Sätzen aussagte, die er für gewiß erklärt¹³, würden wir nicht nur nicht seiner Meinung sein, sondern ihn für geistesgestört halten. [ÜG] §155.

Nun, sofern er uns obendrein noch versichern würde alle Worte in unserem Sinne zu verwenden. Tut er das nicht, so könnten wir ihn, ohne ihn als verrückt abzustempeln, einfach ignorieren - und das aus den gleichen *theoretischen* Gründen, wenngleich mit ganz unterschiedlichen *praktischen* (i.e. gesellschaftlichen) Folgen.

¹²Für eine Diskussion des (erkenntnistheoretischen) Holismus siehe z.B. [Csr], [Pnc].

¹³Z.B.: „Ich weiß, dass ich zwei Hände habe.“

Kapitel 5

Ein Apfelstrudel mit Rosinen: (Philosophische)

Schlussbemerkungen

Das Privatsprachenargument ist zweifelsfrei eine der vielbeachteten Stellen in den *Philosophischen Untersuchungen*, ja sogar in der Philosophie Wittgensteins überhaupt. Obendrein wird es nicht von allen „gemocht“, weswegen einige Parallelen zu Rosinen erkennenbar sind:

Rosinen mögen das Beste an einem Kuchen sein; aber ein Sack Rosinen ist nicht besser als ein Kuchen; und wer im Stande ist, uns einen Sack voll Rosinen zu geben, kann damit noch keinen Kuchen backen, geschweige, daß er etwas besseres kann. Ich denke an [...] meine philosophischen Bemerkungen. Ein Kuchen, das ist nicht gleichsam: verdünnte Rosinen.

[VB] 1948, p. 544

Insofern ist es wichtig die Überlegungen, in die das Privatsprachenargument eingebettet ist, nicht zu vergessen - vor lauter Freude über die Rosinen den Teig nicht zu übersehen. Daher habe ich mich in dieser Arbeit an manchen Stellen etwas weiter vom Kernthema entfernt und auch auf weiterführende Literatur verwiesen.

In [Wrsl] heißt es über Wittgensteins Privatsprachenargument, dass es nicht eine bestimmte Theorie zum Ziel hat, sondern vielmehr „*a way of thinking which generates philosophical theories*“. Dementsprechend ist auch meine Darstellung nicht *ein* Argument, sondern ein Versuch diese Denkweise zu stören - und zwar dadurch, dass ich sie auf die Spitze treibe und zu absurden Konsequenzen führe.

Selbst ein noch so umsichtig gebackener Kuchen hat seinen Zweck verfehlt, wenn er nicht gegessen werden kann - oder (ohne Angabe von Gründen) einfach nicht gegessen wird. Wittgensteins Philosophie ist also dementsprechend ohne unser *Nachdenken* zwar vielleicht sehr schön - aber nichts wert.¹ Sie bliebe sozusagen privat. Sie muss veröffentlicht werden.

Diese (kleine) Veröffentlichung, in der ich hoffentlich zur Genießbarkeit beigetragen habe, ist ungefähr so zustande gekommen: ich habe begonnen hier ein Stück und da ein Stück des Kuchens zu essen. Und wie bei leidenschaftlichen Essern nicht unüblich, habe ich begonnen mich selbst der Produktion von Essbarem zu widmen. Dabei diente mir das Wittgensteinsche Rezept zum Vorbild und ich nahm Erweiterungen daran vor, wobei ich Zugekauftes, sowie Zutaten aus eigenem Anbau verwendete.

*Die Arbeit des Philosophen ist ein Zusammentragen von Erinnerungen
zu einem bestimmten Zweck.*

[PU] §127.

Ich habe also Erinnerungen an Dinge, die von mir (verteilt über einige Jahre, vermehrt aber in letzter Zeit) und Anderen (die diese aufgeschrieben oder mir sonstwie mitgeteilt haben) gedacht wurden, zum Zwecke einer Diplomarbeit, die keine reine Literaturarbeit darstellt, zusammengetragen.

¹Glücklicherweise gibt es hier keine Probleme mit der Haltbarkeit.

Und so glaube ich zumindest in diesem Punkt im Sinne Wittgensteins gehandelt zu haben, wenn er über den *Zweck* der *Philosophischen Untersuchungen* schreibt:

Ich möchte nicht mit meiner Schrift Andern das Denken ersparen. Sondern, wenn es möglich wäre, jemanden zu eigenen Gedanken anregen.

[PU] p.233

(Und meinerseits besteht eine ähnliche Hoffnung.)

Literaturverzeichnis

Werke LWs

- [BGM] Ludwig Wittgenstein, Gertrude Elizabeth Margaret Anscombe [Hrsgbrn.]
- *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*, Frankfurt am Main:
Suhrkamp, 1999 (6. Auflage).
- [BF] Ludwig Wittgenstein, Joachim Schulte [Hrsgbr.] - *Bemerkungen über die
Farben*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984 (1. Auflage).
- [PU] Ludwig Wittgenstein, Joachim Schulte [Hrsgbr.] - *Philosophische Unter-
suchungen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984 (1. Auflage).
- [TLP] Ludwig Wittgenstein, Brian McGuinness [Hrsgbr.], Joachim Schulte [Hrsgbr.]
- *Tractatus logico-philosophicus*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984
(1. Auflage).
- [ÜG] Ludwig Wittgenstein, G.E.M. Anscombe [Hrsgbrn.], Georg Henrik von Wright
[Hrsgbr.] - *Über Gewissheit*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1970 (1. Auflage).
- [BP] Ludwig Wittgenstein, G.E.M. Anscombe [Hrsgbrn.] - *Bemerkungen über die
Philosophie der Psychologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984 (1. Auflage).
- [VB] Ludwig Wittgenstein, Joachim Schulte [Hrsgbr.] - *Vermischte Bemerkungen*,
Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984 (1. Auflage).

So genannte Sekundärliteratur

- [Bkr] Gordon P. Baker, Peter Michael Stephan Hacker - *Scepticism, Rules and Language*, Oxford: Basil Blackwell, 1984.
- [Blckbrn] Simon Blackburn - „The Individual Strikes Back“, *SYNTHESE* **58** (1984), pp.281-301.
- [Blm] Thomas Blume - *Wittgensteins Schmerzen*, Paderborn: mentis, 2002.
- [Bltzk] Anat Biletzki, Anat Matar, Edward N. Zalta [Hrsgbr.] - „Ludwig Wittgenstein“, in *STANFORD ENCYCLOPEDIA OF PHILOSOPHY* (Winter 2008 Ed.), <http://plato.stanford.edu/archives/win2008/entries/wittgenstein/>.
Zitiert nach Abschnitt.
- [Bn] David Bain - „Private Languages and Private Theorists“, *THE PHILOSOPHICAL QUARTERLY*, Vol.54, No.216 (Juli 2004), pp.427-434.
- [Ck] John W. Cook - „Wittgenstein on Privacy“, in [PtchrEd], p.286-323.
- [Cndlsh] Stewart Candlish - „Wittgensteins Privatsprachenargumentation“, in [Svgn], p.143-166.
- [Csr] Cesare Cozzo - „Does Epistemological Holism Lead to Meaning-Holism?“, *TOPOI* **21** (2002), pp.25-45.
- [Czz] Cesare Cozzo - „On the Copernican Turn in Semantics“, *THEORIA* **74** (2008), pp. 295-317.
- [Djnžk] Jan Dejnožka - „Origins of the Private Language Argument“, *DIÁLOGOS* **66** (1995), pp. 59-78. Zitiert nach Abschnitt.
Textquelle: http://members.tripod.com/~jan_dejnozka/ .
- [Fgln] Robert John Fogelin - *Wittgenstein*, London, Henley und Boston: Routledge & Kegan Paul, 1976.

- [Glck] Hans-Johann Glock, Ernst Michael Lange [Übrstzr.] - *Wittgenstein-Lexikon*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2000.
- [Hrchvc] Herbert Hrachovec - „Wittgenstein on line / on the line“, THE WITTGENSTEIN ARCHIVES AT THE UNIVERSITY OF BERGEN (WAB). Textquelle: <http://sammelpunkt.philo.at:8080/998/>. Zitiert nach Abschnitt.
- [Knn] Sir Anthony John Patrick Kenny - *Wittgenstein*, London: Allen Lane The Penguin Press, 1973.
- [KnnDsc] Sir Anthony John Patrick Kenny - „Cartesian Privacy“, in [PtchrEd], pp.352-370.
- [Krpk] Saul Aaron Kripke, Helmut Pape [Übrstzr.] - *Wittgenstein über Regeln und Privatsprache*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006.
- [Ksch] Martin Kusch - *A Sceptical Guide to Meaning and Rules: Defending Kripke's Wittgenstein*, Chesham: Acumen & McGill-Queen's, 2006.
- [Lvngstn] Paul M. Livingston - „Russellian and Wittgensteinian Atomism“, *PHILOSOPHICAL INVESTIGATIONS* **24**:1 (Jänner 2001), pp.30-53.
- [Mlclm] Norman Malcolm - *Ludwig Wittgenstein, A Memoir (with a Bibliographical Sketch)*, Oxford [u.a.]: Oxford University Press, 1984.
- [N] R.A. Noë - „Did Kant Anticipate Wittgenstein's Private Language Argument“, *KANT-STUDIEN* **82** (1991), pp.270-84.
- [P] Anand Pai - *Erkenntnis und Sprache bei Hegel und Wittgenstein*, Universität Wien: Diplomarbeit, 1993.
- [Pnc] Carlo Penco - „Holism, Strawberries and Hairdryers“, *TOPOI* **21** (2002), pp.47-54.
- [Ptchr] George Pitcher - *Die Philosophie Wittgensteins*, Freiburg und München: Karl Alber, 1967.

- [PtchrEd] George Pitcher [Hrsgbr.] - *Wittgenstein: the philosophical investigations*, Notre Dame [u.a.]: University of Notre Dame Press, 1968.
- [r] A. J. Ayer - „Can There Be a Private Language?“, in [PtchrEd], p.251-266.
- [Rckh] Georg Rieckh - *Untersuchung von Artefakten bei Messungen mit der Ulbricht-Kugel*, Universität Wien: Diplomarbeit, 2008.
- [Rhs] R. Rhees - „Can There Be a Private Language?“, in [PtchrEd], p.267-285.
- [Rmhrtr] Esther Ramharter - „Are all contradictions equal?“, Preprint.
- [Rsr] Andreas Roser - *Analysen zur privaten Sprache bei Wittgenstein*, Universität Wien: Dissertation, 1986.
- [Rssl] Bertrand Arthur William Russell - *The philosophy of logical atomism and other essays*, London: Allen & Unwin, 1986.
- [Srl] Tom Sorell - „Cartesian Method and the Self“, *PHILOSOPHICAL INVESTIGATIONS* **24**:1 (Jänner 2001), pp.55-74.
- [Stckn] Jeff Stickney - „Wittgenstein’s ‘Relativity’: Training in language-games and agreement in *Forms of Life*“, *EDUCATIONAL PHILOSOPHY AND THEORY*, Vol.**40**, No.5, 2008, pp.621-637.
- [Svgn] Eike von Savigny [Hrsgbr.] - *Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen*, Berlin: Akademie-Verlag, 1998.
- [Stvnsn] Leslie Stevenson - „Wittgenstein’s Transcendental Deduction and Kant’s Private Language Argument“, *KANT-STUDIEN* **73** (1982), pp.321-37.
- [Wrght] Crispin Wright - *Wittgenstein on the Foundations of Mathematics*, Cambridge: Harvard University Press, 1980.

[Wrs1] Stewart Candlish, George Wrisley, Edward N. Zalta [Hrsgbr.] - „Private Language“, *STANFORD ENCYCLOPEDIA OF PHILOSOPHY* (Fall 2008 Ed.), <http://plato.stanford.edu/archives/fall2008/entries/private-language/>.
Zitiert nach Abschnitt.

Anhang A

Kurzfassung

Diese Diplomarbeit beschäftigt sich mit einer der berühmtesten und meistkommentierten Stellen in Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen* - dem Privatsprachenargument ([PU] §§243 ff.).

Den ersten Teil dieser Arbeit (Kapitel 2) bildet eine einführende Erklärung der für die weiteren Unternehmungen wichtigen Begriffe des Sprachspiels, der Familienähnlichkeit, der Grammatik und der Lebensform. Dabei wird bereits stets deren Wichtigkeit für die Untersuchungen zur Möglichkeit von Privatsprachen betont.

Der zweite Teil dieser Arbeit (Kapitel 3) beinhaltet ein Privatsprachenargument. Dessen Darstellung ist zu Beginn an jene Wittgensteins angelehnt, entfernt sich aber zunehmend von dieser, um schließlich durch den Entwurf einer Art von tatsächlich möglichen Privatsprachen einen neuen Blick auf das Thema zu bieten. Es handelt sich dabei um eine Untersuchung darüber, inwieweit unser Begriff von Sprache zu dehnen ist, damit Privatsprachen möglich sind.

Der dritten Teil dieser Arbeit (Kapitel 4) bietet eine kurze Darstellung der Verwandtschaft einiger Aspekte des Privatsprachenarguments mit anderen Stellen in Wittgensteins Spätwerk (*Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*, *Bemerkungen über die Farben*, *Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie*, *Über Gewissheit*).

Anhang B

Abstract

This diploma thesis concerns itself with one of most famous parts of Wittgenstein's *Philosophical Investigations* - the private language argument ([PU] §§243 ff.).

The first part of this thesis (Chapter 2) consists of an introduction of the basic concepts of language games, family resemblance, grammar, and form of life. During their introduction, their importance for the investigations concerning the possibility of a private language are emphasised.

The second part of this thesis (Chapter 3) provides a private language argument. In the beginning, this presentation resembles the one given by Wittgenstein, but diverges from it in its later stages. It ends with the construction of a kind of private language that is actually possible, offering a new view on the topic. The construction mainly consists of an experiment, in which it is determined how much one must stretch our concept of language to render private languages possible.

The third part of this thesis (Chapter 4) shows briefly that several aspects of the private language argument have relatives in other writings by Wittgenstein (*Remarks on the Foundations of Mathematics, Remarks on Colour, Remarks on the Philosophy of Psychology, On Certainty*).

Anhang C

Lebenslauf

Persönliche Daten:

Name: Georg Ernst Carl Rieckh

Geburtsdatum: 2. August 1982

Adresse: Friedensstraße 9, 1230 Wien

e-mail: georg@rieckh.net

Telephon: +43/1/505 12 52

(Aus-)Bildung:

seit August 2008: Forschungsassistent am Institut für Schallforschung der ÖAW

Juni 2008: Abschluss des Mathematikstudiums (BSc.)

Mai 2008: Abschluss des Physikstudiums (Mag. rer. nat.)

2004 - 2005: Auslandsjahr an der Luleå Tekniska Universitet, Schweden

Oktober 2001: Beginn des Studiums an der Universität Wien

2000 - 2001: Präsenzdienst beim österreichischen Bundesheer

1992 - 2000: Bundesgymnasium Kirchengasse, Graz

1988 - 1992: Volksschule Graben, Graz

